

A vibrant cosmic scene featuring a central spiral galaxy with a bright yellow core, surrounded by a dense field of stars and colorful nebulae in shades of purple, blue, and orange. Several other spiral galaxies are visible in the background, some appearing as bright points of light. The overall composition is a deep space view of the universe.

Weitere Geschichten aus dem Universum

Inhaltsverzeichnis

Die Geschichte von Sandra	2
Angekommen	2
Der 14. Geburtstag	4
Neues Zuhause	7
Glückliche Schwester	11
Das Leben ändert sich	15
Mey	19
Familie	22
Endzeit	29

Die Geschichte von Sandra



Angekommen

Es klopft an der Tür. Christin hält mitten im Wohnzimmer inne. Für einen kurzen Moment steht die Zweijährige einfach nur da und lauscht. Dann werden ihre Augen groß. „Sie kommen! Sie kommen!“ Schon läuft sie los. „Christin, lauf nicht so schnell!“, ruft ihre Oma ihr noch aus dem Wohnzimmer hinterher. Aber da ist Christin längst im Flur. Mit ihren kleinen Füßen hastet sie über den Boden, erreicht die Haustür und streckt sich nach der Klinke. Sie muss sich auf die Zehenspitzen stellen und bekommt sie gerade so zu fassen. Die Tür öffnet sich.

Draußen stehen ihre Mutter und ihr Vater. Doch Christin sieht zunächst nur das kleine Bündel in den Armen ihrer Mutter. Für einen Augenblick sagt sie überhaupt nichts. Seit Tagen haben ihr alle erzählt, dass sie bald eine kleine Schwester bekommen würde. Ihre Oma hatte ihr erklärt, dass das Baby zunächst ganz klein sein würde. Ihre Mutter hatte ihr sogar gezeigt, wo es später schlafen sollte. Aber Christin hatte sich unter einer kleinen Schwester trotzdem etwas anderes vorgestellt. Dieses winzige Wesen dort konnte doch unmöglich ihre Schwester sein.

„Mama!“ Christin läuft zu ihr und klammert sich an ihre Beine. „Lass uns doch erst einmal hereinkommen“, sagt ihre Mutter lächelnd. Doch Christin kann nicht warten. Sie zieht sich an ihrer Kleidung hoch und versucht, einen Blick auf das Gesicht des Babys zu erhaschen. „Ist sie das?“ „Ja.“ „Meine Schwester?“ „Deine kleine Schwester.“ Christin betrachtet sie mit großen Augen. Das Baby schläft. Nur ein winziger Teil seines Gesichtes schaut aus der Decke hervor. „Darf ich sie auf den Arm nehmen?“ Ihre Mutter schüttelt zunächst den Kopf. „Wir gehen erst einmal hinein.“ „Ach bitte, Mama! Bitte, bitte!“ „Christin ...“ „Nur ganz kurz!“ Ihr Vater kommt gerade durch die Haustür und muss lachen. „Ich glaube, sie wird nicht aufgeben.“ Er trägt noch die Taschen und all die Dinge herein, die sie für die Geburt mit ins Krankenhaus genommen hatten.

Schließlich setzt sich ihre Mutter im Wohnzimmer auf das Sofa. „Also gut. Komm her.“ Christin klettert sofort neben sie. „Aber du musst ganz vorsichtig sein.“ „Bin ich!“ Ihre Mutter legt ein Kissen auf Christins Schoß und bettet das Baby behutsam darauf. Eine Hand lässt sie sicherheitshalber unter dem kleinen Kopf liegen. Christin wird plötzlich ganz still. So still, dass ihre Mutter sie überrascht ansieht. Das Baby ist viel kleiner, als Christin gedacht hat. Sie betrachtet die winzigen Finger, die geschlossenen Augen und die kleine Nase. „Wie klein sie ist“, flüstert sie. Ganz vorsichtig berührt Christin eine der kleinen Hände. Plötzlich schließen sich die winzigen Finger um einen ihrer Finger. Christin erschrickt. „Mama!“ „Keine Angst“, sagt ihre Mutter lächelnd. „Sie hält dich nur fest.“ Christin schaut auf ihre Hand. Die Finger ihrer Schwester sind so klein, dass sie kaum ihren eigenen Finger umfassen können. Trotzdem hält das Baby ihn erstaunlich fest. Christin lächelt. „Sie mag mich.“ „Bestimmt.“ Nun betrachtet sie das Gesicht ihrer Schwester noch genauer. „Sie ist total hübsch.“

Dann entdeckt sie etwas. „Sie hat ja Haare!“ Ein paar feine blauschwarze Härchen liegen auf dem kleinen Kopf. „Die sind schwarz und blau!“ „Ja“, sagt ihre Mutter. Christin beugt sich langsam nach vorne und reibt ganz vorsichtig ihre Nase an der winzigen Nase ihrer Schwester. Das Baby bewegt kurz den Kopf, öffnet für einen Moment die Augen und schließt sie gleich wieder. Christin muss lachen. Dann fällt ihr plötzlich etwas Wichtiges ein. „Wie heißt sie denn?“ Noch bevor ihre Mutter antworten kann, ertönt die Stimme ihres Vaters aus dem Flur: „Sandra!“ „Sandra“, wiederholt Christin langsam. Sie schaut wieder auf das Baby. „Hallo, Sandra.“

Am Abend ist Ruhe in das kleine Haus eingeleitet. Die Taschen aus dem Krankenhaus stehen noch im Flur, und längst ist nicht alles ausgepackt. Aber darum kümmert sich heute niemand mehr. Die Familie sitzt gemeinsam im Wohnzimmer. Christins Oma ist geblieben. Ihr Vater sitzt erschöpft im Sessel, während ihre Mutter auf dem Sofa lehnt und zum ersten Mal seit Stunden ein wenig zur Ruhe

kommt. In ihrer Mitte steht die Wiege. Darin schläft Sandra. Christin sitzt auf dem Teppich unmittelbar daneben. Eigentlich sollte sie längst müde sein, doch sie will ihre kleine Schwester nicht aus den Augen lassen. Immer wieder schaut sie durch die Stäbe der Wiege. Sandra bewegt sich manchmal im Schlaf. Dann zuckt eine ihrer kleinen Hände, oder ihr Gesicht verzieht sich für einen kurzen Moment, als würde sie von etwas träumen. „Bleibt sie jetzt hier?“, fragt Christin plötzlich. Ihre Mutter schaut zu ihr. „Natürlich.“ „Für immer?“ Die Erwachsenen lächeln. „Sie gehört jetzt zu uns“, sagt ihr Vater. Christin denkt darüber nach. Dann steht sie auf, geht zur Wiege und schaut hinein. „Dann passe ich auf sie auf.“ Ihre Mutter lächelt, sagt aber nichts.

Christin kann noch nicht wissen, was dieses Versprechen einmal bedeuten wird. Für sie ist Sandra in diesem Augenblick einfach nur ihre kleine Schwester. Draußen ist es inzwischen dunkel geworden. Nur das warme Licht des Wohnzimmers fällt durch die Fenster des kleinen Hauses am Stadtrand. Über den Dächern ziehen langsam einige Wolken hinweg. Dazwischen funkeln die Sterne der Milchstraße. Alles wirkt ruhig und friedlich. Niemand in diesem Haus denkt darüber nach, wie groß das Universum dort draußen ist. Niemand ahnt, welche Wege das Leben der beiden Schwestern eines Tages nehmen wird.

Christin sitzt noch immer neben der Wiege. Sandra schläft. Ihre winzige Hand liegt geöffnet neben ihrem Gesicht. Hier ist sie angekommen. In diesem kleinen Haus. Bei ihrer Familie. Bei ihrer Schwester. Hier ist Sandra nun zu Hause. Und ihre Geschichte hat gerade erst begonnen.

Der 14. Geburtstag

„Happy Birthday to you, Happy Birthday to you, Happy Birthday, dear Sandra, Happy Birthday to you!“ Sandra würde am liebsten im Boden versinken. Sie steht vorne neben der Tafel, während ihre gesamte Klasse für sie singt. Einige singen viel zu laut, andere absichtlich falsch, und irgendwo aus der letzten Reihe hört sie sogar ihre beste Freundin lachen. Sandra versucht trotzdem zu lächeln. Vierzehn. Heute ist sie tatsächlich vierzehn Jahre alt. Als das Lied endlich vorbei ist, klatschen alle, und Sandra macht eine kleine Verbeugung. „Danke“, murmelt sie und geht schnell zu ihrem Platz zurück. „Du bist ja richtig rot geworden“, flüstert ihre Sitznachbarin. „Bin ich gar nicht.“ „Doch.“ Sandra dreht demonstrativ den Kopf weg, muss aber selbst grinsen. Eigentlich hat sie sich über das Ständchen gefreut. Es gehört einfach dazu. Genauso wie die Muffins, die sie heute Morgen mit in die Schule gebracht hat. Am Abend zuvor hat sie zusammen mit ihrer Mutter fast zwei Stunden in der Küche gestanden und sie gebacken. Schokolade. Natürlich. Ihre

Lieblingssorte. Wie in ihrer Klasse üblich, bekommt jeder einen Muffin. Und wie ebenfalls üblich landen spätestens nach der zweiten Pause die ersten Papierförmchen auf dem Fußboden. Sandra weiß genau, was das bedeutet. Denn zur Tradition gehört noch etwas anderes: Am Ende des Unterrichts muss das Geburtstagskind sämtliche Papierförmchen wieder einsammeln. „Das ist unfair“, beschwert sie sich, als nach der letzten Stunde noch immer drei zerknüllte Förmchen unter den Tischen liegen. „Geburtstagstradition!“, ruft jemand lachend. „Wartet nur, bis ihr Geburtstag habt!“ Sandra kriecht unter einen Tisch und angelt das letzte Förmchen hervor. Dann schaut sie auf die Uhr. „Mist!“ Sie stopft das Papier in den Mülleimer, schnappt ihren Rucksack und rennt aus dem Klassenraum.

Draußen wartet Christin bereits auf sie. Ihre zwei Jahre ältere Schwester steht mit verschränkten Armen auf dem Schulhof. Das lange hellblonde Haar fällt ihr über die Schultern. Sie sieht alles andere als begeistert aus. „Da bist du ja endlich! Ich warte seit über zehn Minuten auf dich.“ „Ich musste noch aufräumen.“ „Komm! Wir müssen uns beeilen, sonst erreichen wir den Bus nicht mehr.“ „Ich kann doch nichts dafür!“ „Das kannst du dem Busfahrer erzählen.“ Christin läuft los.

Sandra sprintet hinterher. „Warte doch!“ Die beiden rennen über den Schulhof, durch das Tor und die Straße hinunter zur Haltestelle. Doch als sie um die letzte Ecke biegen, sehen sie ihn. Den Schulbus. Von hinten. „Nein!“, ruft Sandra. Für einen Moment glauben beide noch, der Fahrer würde vielleicht warten. Aber der Bus fährt einfach weiter. Christin bleibt stehen und stützt die Hände auf die Knie. „Super.“ Sandra kommt neben ihr zum Stehen und ringt nach Luft. „Vielleicht ... hätte ich ... doch keine Muffins mitbringen sollen.“ Christin schaut sie an. Dann müssen beide lachen. „Komm“, sagt Christin schließlich. „Wir nehmen den normalen Bus.“ Sie gehen zur nächsten öffentlichen Bushaltestelle. Es ist ein Umweg, aber Sandra stört das heute nicht besonders. Sie hat Geburtstag. Und zu Hause wartet schließlich noch der schönste Teil des Tages.

„Mama hat dir bestimmt wieder dein Lieblingsessen gekocht“, sagt Christin, als sie nebeneinander im Bus sitzen. Sandra lächelt. „Bestimmt.“ „Was hast du dir eigentlich gewünscht?“ „Das sage ich nicht.“ „Ich weiß es sowieso.“ „Ach ja?“ „Ja.“ Sandra sieht ihre Schwester misstrauisch an. „Was denn?“ Christin grinst nur. „Sag ich nicht.“ Sandra stößt sie mit dem Ellenbogen an. Für ein paar Minuten albern die beiden herum. Dann schaut Sandra aus dem Fenster. Die Häuser ziehen langsam vorbei. Der Bus hält ständig. Menschen steigen ein, andere aus. An manchen Haltestellen scheint kaum jemand zu warten, und trotzdem bleiben sie stehen.

Sandra wird zunehmend ungeduldig. Normalerweise braucht der Schulbus deutlich weniger Zeit bis zu ihrem Viertel. Heute scheint die Fahrt überhaupt kein Ende zu nehmen. Dabei stellt Sandra sich längst vor, wie es zu Hause aussehen wird.

Vielleicht hat ihre Mutter den Tisch schon gedeckt. Vielleicht stehen dort vierzehn Kerzen. Und ihr Vater wird bestimmt wieder behaupten, er habe überhaupt kein Geschenk für sie, bevor er es irgendwann lachend hinter seinem Rücken hervorholt. Sandra lächelt bei dem Gedanken. Endlich erreichen sie ihre Haltestelle.

„Noch fünfzehn Minuten“, sagt Christin. „Ich verhungere.“ „Du hast heute bestimmt drei Muffins gegessen.“ „Zwei.“ Christin sieht sie an. „Na gut. Drei.“ Sie laufen den vertrauten Weg durch ihr Wohnviertel. Je näher sie ihrem Haus kommen, desto schneller wird Sandra. Dann steht sie davor. Das kleine Haus am Stadtrand, in dem sie ihr ganzes bisheriges Leben verbracht hat. Christin holt ihren Schlüssel hervor. Seit Beginn des Schuljahres besitzt sie ihren eigenen. „Willkommen zu Hause, Geburtstagskind.“ Sie steckt den Schlüssel ins Schloss und öffnet die Tür.

Sandra tritt hinter ihr ins Haus. Und bleibt stehen. Irgendetwas stimmt nicht.

Sie kann zunächst nicht sagen, was es ist. Dann begreift sie es. Es ist still. Viel zu still. „Mama?“, ruft Christin. Keine Antwort. Sandra zieht ihre Jacke aus. Normalerweise würde sie jetzt schon riechen, was ihre Mutter gekocht hat. Besonders an Geburtstagen zieht der Duft aus der Küche bis in den Flur. Aber heute riecht es nach gar nichts. Sandra schaut zu Christin. Auch sie scheint es bemerkt zu haben.

„Mama?“ Diesmal klingt ihre Stimme ernster. Die Schwestern gehen durch den Flur. Als sie die Küche betreten, bleiben beide abrupt stehen.

Ihre Mutter sitzt am Küchentisch. Vor ihr steht eine Tasse, die sie offenbar nicht angerührt hat. Ihre Hände liegen ineinander verschränkt auf dem Tisch. Und sie weint. Sandra hat ihre Mutter schon traurig gesehen. Aber noch nie so. „Mama?“ Ihre Mutter hebt den Kopf. Ihre Augen sind rot. „Was ist passiert?“, fragen Christin und Sandra beinahe gleichzeitig. Sandra schaut sich um. Plötzlich fällt ihr noch etwas auf. „Wo ist Papa?“ Ihre Mutter öffnet den Mund, doch zunächst kommt kein Wort heraus. Christin geht einen Schritt auf sie zu. „Mama, was ist passiert?“ „Papa ist im Krankenhaus.“ Sandra spürt, wie sich in ihrem Bauch alles zusammenzieht. „Was?“ „Sie haben ihn vor ungefähr einer Stunde abgeholt.“ „Warum?“ Ihre Mutter wischt sich über die Augen. „Er wollte etwas aus dem Keller holen. Als er die Treppe hochkam, ist er plötzlich zusammengebrochen.“ Sandra starrt sie an. „Einfach so?“ „Ich habe einen Krankenwagen gerufen. Sie waren sehr schnell hier.“ „War er wach?“, fragt Christin. Ihre Mutter zögert. Dieses kurze Zögern macht Sandra mehr Angst als alles andere. „Mama?“ „Nur kurz.“ Jetzt beginnt ihre

Mutter wieder zu weinen. Christin setzt sich sofort neben sie und nimmt sie in den Arm. „Die Ärzte kümmern sich um ihn.“ Ihre Mutter nickt. „Er hat in letzter Zeit schon öfter gesagt, dass er Schmerzen hat.“ Sandra hört plötzlich ganz genau zu. „Was für Schmerzen?“ „Er hat es nie richtig gesagt. Mal hier, mal da. Er meinte immer, es wäre nicht so schlimm.“ Ihre Stimme bricht. „Ihr kennt ihn doch. Zum Arzt geht er erst, wenn es gar nicht mehr anders geht.“ Sandra kennt diesen Satz. Wie oft hat ihr Vater schon gesagt: *Das geht von alleine wieder weg*. Bei Kopfschmerzen. Bei Rückenschmerzen. Bei allem. Aber dieses Mal war es offenbar nicht von alleine weggegangen.

Sandra blickt zur Küchentür. Vor wenigen Minuten hatte sie sich noch vorgestellt, dass ihr Vater dort stehen und sie lachend begrüßen würde. *Alles Gute, Geburtstagskind*. Doch er ist nicht da. Stattdessen sitzt ihre Mutter weinend am Tisch. Christin hält sie fest. Und plötzlich fühlt Sandra sich, als wäre sie in diesem Raum zu viel. „Sandra“, sagt Christin leise. Doch Sandra dreht sich bereits um. Sie läuft aus der Küche, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Die Tür fällt hinter ihr ins Schloss. Dann lehnt sie sich dagegen. Erst jetzt lässt sie die Tränen zu. Sie wischt sie weg. Doch sofort kommen neue.

Auf ihrem Schreibtisch liegt eine Geburtstagskarte. Daneben steht ein kleines Päckchen, liebevoll eingepackt. Offenbar hatte ihre Mutter es dort hingelegt, bevor alles passiert war. Sandra schaut es an. Noch heute Morgen hatte sie sich gefragt, was darin sein könnte. Jetzt interessiert es sie nicht mehr. Sie setzt sich auf ihr Bett und zieht die Knie an den Körper. „Bitte“, flüstert sie. Sie weiß selbst nicht genau, zu wem sie spricht. „Bitte lass Papa wieder nach Hause kommen.“ Unten hört sie gedämpft die Stimmen ihrer Mutter und Christin. Dann klingelt ein Telefon. Sandra hält den Atem an. Für einige Sekunden ist alles still. Sie hört Schritte. Die Stimme ihrer Mutter. Doch sie kann nicht verstehen, was sie sagt. Sandra steht auf. Sie geht zur Tür und legt die Hand auf die Klinke. Dann bleibt sie stehen. Sie traut sich nicht, sie zu öffnen. Am Morgen hatte sie gedacht, ihr vierzehnter Geburtstag würde ein besonderer Tag werden. Und das war er geworden. Nur vollkommen anders, als sie es sich vorgestellt hatte.

Neues Zuhause

Das Haus am Stadtrand steht fast leer. Sandra sitzt auf der untersten Stufe der Kellertreppe und schaut in den Flur. Überall stehen Kartons. Manche sind bereits zugeklebt und mit schwarzem Filzstift beschriftet. **Küche. Wohnzimmer. Christin. Sandra.** Andere stehen noch offen herum. Von oben hört sie ihre Mutter und Christin. Sie tragen die letzten Sachen aus den Schlafzimmern herunter. Sandra

bleibt sitzen. Genau hier war ihr Vater zusammengebrochen. An ihrem vierzehnten Geburtstag. Sie versucht, nicht daran zu denken. Aber seit diesem Tag vergeht kaum einer, an dem sie nicht daran denkt. An den Anruf aus dem Krankenhaus. An das Gesicht ihrer Mutter. An die Tage danach. Und schließlich an den Augenblick, in dem ihnen klar wurde, dass ihr Vater nicht mehr nach Hause kommen würde. Sandra streicht mit der Hand über die Holzstufe neben sich. Ein Jahr ist inzwischen vergangen. Manchmal kommt es ihr vor wie eine Ewigkeit. Manchmal wie gestern. „Sandra?“ Christin steht hinter ihr. Sandra dreht sich nicht um. „Mama sucht dich.“ „Ich komme gleich.“ Christin bleibt einen Moment stehen. Sie ist inzwischen siebzehn. Ihr langes hellblondes Haar hat sie zu einem lockeren Zopf gebunden. „Du sitzt schon wieder hier.“ Sandra zuckt mit den Schultern. Christin setzt sich neben sie. Keine von beiden sagt etwas. „Ich will nicht weg“, sagt Sandra schließlich. „Ich auch nicht.“ „Dann bleiben wir einfach.“ Christin lächelt traurig. „Und wer bezahlt das Haus?“ Sandra kennt die Antwort. Ihre Mutter hatte nach dem Tod ihres Vaters eine Halbtagsstelle in einem kleinen Geschäft angenommen. Sie arbeitete so viel, wie es neben allem anderen möglich war. Aber es reichte nicht. Das Haus, die laufenden Kosten, Versicherungen – alles war auf zwei Einkommen ausgelegt gewesen. Ihre Mutter hatte es monatelang versucht. Am Ende gab es keine andere Möglichkeit. Sie mussten das Haus verkaufen. „Vielleicht können wir es irgendwann zurückkaufen“, sagt Sandra. Christin schaut sie an. Beide wissen, dass das wahrscheinlich nie passieren wird. Trotzdem antwortet Christin: „Vielleicht.“

Die Neues Zuhause liegt mitten in der Stadt. Drei Zimmer, Küche, Bad. Als Sandra das erste Mal ihr neues Zimmer betritt, braucht sie nur wenige Schritte von einer Wand zur anderen. „Das soll mein Zimmer sein?“ Ihre Mutter steht hinter ihr. „Ich weiß, es ist kleiner.“ Sandra schaut aus dem Fenster. Gegenüber befindet sich ein anderes Wohnhaus. Darunter fahren Autos vorbei. Menschen laufen über den Bürgersteig. Irgendwo hupt jemand. Vom weiten Blick über die Felder, den sie von ihrem alten Zimmer aus hatte, ist nichts geblieben. „Es ist okay“, sagt Sandra. Ihre Mutter merkt, dass es nicht stimmt. Sie sagt trotzdem nichts. Sandra weiß, warum. Ihre Mutter kann nichts dafür. Das macht es irgendwie noch schlimmer. Auch Christin vermisst das alte Zuhause. Sie versucht es nur weniger zu zeigen. Sie hilft beim Auspacken, hängt Bilder auf und stellt irgendwann sogar eine Pflanze auf die Fensterbank. „Siehst du“, sagt sie zu Sandra. „Fast wie früher.“ Sandra schaut auf die Pflanze. „Überhaupt nicht.“ Christin verdreht die Augen. Aber am Abend sitzen die drei zwischen halb ausgepackten Kartons auf dem Boden des Wohnzimmers und essen Pizza. Zum ersten Mal seit Tagen lachen sie wieder miteinander. Nur der vierte Platz fehlt.

Mit dem Umzug verändert sich noch etwas. Die Schule. Christin nimmt es scheinbar gelassen. Sie ist siebzehn und findet sich schnell zurecht. **Sandra** dagegen schläft in der Nacht vor ihrem ersten Schultag kaum. Sie ist fünfzehn. Mitten im Schuljahr in eine neue Klasse zu kommen, erscheint ihr wie eine besonders grausame Form der Bestrafung. Alle kennen sich. Alle haben ihre Freunde. Alle wissen, wer zu wem gehört. Nur sie gehört zu niemandem.

Am nächsten Morgen steht sie viel zu früh auf. Trotzdem kommt sie zu spät. Denn die neue Schule ist größer, als sie gedacht hat. „Raum 214“, murmelt **Sandra** und schaut auf einen Wegweiser. Sie läuft einen Gang entlang. Sie findet 208. Dann 210. Dann eine Treppe. Oben beginnt die Nummerierung plötzlich wieder bei 301. „Das kann doch nicht wahr sein.“ Als sie endlich Raum 214 findet, hat der Unterricht längst begonnen. **Sandra** bleibt vor der Tür stehen. Von drinnen hört sie eine Stimme. Ihr Herz schlägt schneller. Sie könnte einfach wieder gehen. Nur für einen Moment denkt sie tatsächlich darüber nach. Dann hebt sie die Hand. *Klopf. Klopf.*

Die Stimme im Raum verstummt. **Sandra** schluckt. Die Tür öffnet sich. Vor ihr steht eine Frau. Sie ist ungefähr fünfzig Jahre alt, sehr schlank und nicht besonders groß. Ihr sehr langes dunkelgraues Haar fällt fast bis zur Hüfte. Auf der rechten Seite zieht sich eine einzelne tiefblaue Strähne durch das Haar. Doch am ungewöhnlichsten ist ihre Kleidung. Sie trägt ein sehr langes schwarzes Kleid, dessen Stoff an mehreren Stellen bewusst ausgefranst wirkt. An einer anderen Person hätte es vielleicht düster ausgesehen. Bei ihr wirkt es elegant. Fast geheimnisvoll. Die Frau betrachtet Sandra. Dann lächelt sie. „Du bist bestimmt Sandra.“ Ihre Stimme ist ruhig. So ruhig, dass **Sandra** merkt, wie ihr Herz ein wenig langsamer schlägt. „Ja.“ Mehr bringt sie zunächst nicht heraus. „Komm herein. Es ist alles in Ordnung.“ Die Frau tritt zur Seite. Dann fügt sie hinzu: „Es freuen sich schon alle auf dich.“ **Sandra** bezweifelt das.

Trotzdem betritt sie den Klassenraum. Sofort geht ein leises Raunen durch die Klasse. **Sandra** spürt die Blicke. Zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Köpfe drehen sich zu ihr. *Warum starren die alle so?* Am liebsten würde sie wieder hinausgehen. Die Lehrerin stellt sich neben sie. „Das ist Sandra, eure neue Mitschülerin. Seid bitte alle lieb und nett zu ihr.“ „Hallo, Sandra!“ Die Begrüßung kommt aus allen Richtungen, in allen Tonlagen und überhaupt nicht synchron. Einige winken sogar. **Sandra** muss unwillkürlich lächeln. „Hallo alle zusammen.“ Sie hält den Blick trotzdem noch gesenkt. „Mal sehen“, sagt die Lehrerin und schaut durch den Raum. „Wo setzen wir dich hin?“

Sandra hebt vorsichtig den Kopf. Da bemerkt sie ein Mädchen ungefähr in ihrem Alter. Dunkelblondes, wuscheliges Haar. Ein offenes Gesicht. Auf ihrem Tisch

herrscht ein unglaubliches Durcheinander aus Heften, Stiften, einem Buch, mehreren losen Blättern und Dingen, deren Zweck Sandra nicht einmal erkennen kann. Das Mädchen schaut sie erwartungsvoll an. „Da neben Mey ist noch ein Platz frei.“ Meys Gesicht hellt sich augenblicklich auf. Sie beginnt hektisch, ihre Sachen auf die rechte Hälfte des Tisches zu schieben. Ein Stift fällt herunter. Dann ein Radiergummi. Schließlich ein ganzes Heft. Mey ignoriert alles. Stattdessen zieht sie den freien Stuhl zurecht. „Du darfst am Fenster sitzen!“, ruft sie Sandra entgegen, bevor diese überhaupt den Tisch erreicht hat. Einige aus der Klasse lachen. „Mey“, sagt die Lehrerin. „Was denn?“ „Lass sie wenigstens erst einmal ankommen.“ „Mach ich doch.“ Sandra stellt ihren Rucksack ab und setzt sich. Mey dreht sich sofort zu ihr. „Ich bin Mey. Schön, dass du hier bist.“ Bevor Sandra reagieren kann, breitet Mey die Arme aus und macht Anstalten, sie zur Begrüßung zu umarmen. Sandra zuckt zurück. Mey hält mitten in der Bewegung inne. „Oh.“ „Ich bin Sandra.“ Mehr fällt ihr nicht ein. „Hab ich mir schon gedacht.“ Sandra schaut sie irritiert an. Mey grinst. „Sie hat dich schließlich gerade vorgestellt.“ Sandra muss lachen.

Zum ersten Mal an diesem Morgen löst sich die Anspannung ein wenig. „Und mein Name ist Ava“, sagt die Klassenlehrerin von vorne. „Du darfst mich wie alle anderen auch duzen. Wir sind hier offen zueinander.“ Sandra schaut zu ihr. Ava lächelt. Für einen kurzen Moment hat Sandra ein seltsames Gefühl. Sie kann nicht erklären, warum. Es ist fast so, als hätte Ava sie nicht zum ersten Mal gesehen. Doch dann dreht sich die Lehrerin zur Tafel. „Also. Wo waren wir?“ Der Unterricht geht weiter. Sandra schaut aus dem Fenster. Vielleicht wird es doch nicht so schlimm.

Die nächsten Tage überraschen sie. Niemand grenzt sie aus. Niemand macht sich darüber lustig, dass sie mitten im Schuljahr gekommen ist. Schon nach einer Woche kennt sie fast alle Namen. Nach zwei Wochen verbringt sie die Pausen nicht mehr allein. Nach drei Wochen fühlt sich der Weg zur Schule nicht mehr fremd an. Und nach einigen Wochen hat Sandra manchmal sogar das Gefühl, schon viel länger hier zu sein. Nur eine Sache irritiert sie. Mey. Mey sitzt neben ihr. Mey wartet morgens am Eingang auf sie. Mey geht mit ihr in die Pause. Mey setzt sich beim Mittagessen neben sie. Mey begleitet sie nach dem Unterricht bis zum Schultor. Und wenn Sandra sich mit jemand anderem unterhält, dauert es meistens nicht lange, bis Mey ebenfalls auftaucht. Anfangs findet Sandra es nett. Dann ein bisschen anstrengend. Und irgendwann merkwürdig. „Musst du eigentlich immer wissen, wo ich bin?“, fragt sie eines Tages. Mey schaut sie überrascht an. „Nein.“ „Du bist aber immer da.“ „Zufall.“ Sandra hebt eine Augenbraue. Mey lächelt. „Na gut. Vielleicht mag ich dich einfach.“ Damit dreht sie sich um und läuft voraus. Sandra bleibt stehen. Eigentlich sollte sie sich darüber freuen. Nach allem, was im letzten

Jahr passiert ist, hat sie sich so sehr gewünscht, irgendwo wieder dazuzugehören. Und jetzt gibt es jemanden, der offensichtlich unbedingt ihre Freundin sein möchte. Trotzdem bleibt dieses seltsame Gefühl.

Als **Sandra** wenig später den Klassenraum betritt, sitzt Mey bereits an ihrem gemeinsamen Tisch. Sie schaut kurz zu Sandra. Dann schiebt sie hastig etwas unter ihr Heft. **Sandra** hat nur einen Augenblick Zeit, es zu sehen. Ein kleines Stück Papier. Darauf stand etwas. Nur ein einziges Wort. **Sandra**. „Was war das?“, fragt sie. „Was?“ „Das Papier.“ Mey schaut sie vollkommen unschuldig an. „Welches Papier?“ **Sandra** bleibt vor ihr stehen. „Das, das du gerade unter dein Heft geschoben hast.“ Für einen Moment sagt Mey nichts. Dann lächelt sie wieder. „Du siehst Gespenster.“ In diesem Augenblick betritt Ava den Raum. Mey dreht sich nach vorne. **Sandra** setzt sich langsam auf ihren Platz. Während sie ihren Rucksack öffnet, schaut sie noch einmal zu Mey. Dann zu dem Heft. Und schließlich nach vorne zu Ava. Die Lehrerin steht am Pult und sortiert einige Unterlagen. Plötzlich hebt sie den Kopf. Ihr Blick trifft Sandras. Nur für einen Augenblick. Doch **Sandra** ist sich sicher: Ava hat genau gesehen, was gerade passiert ist. Und noch etwas irritiert Sandra. Ava wirkt überhaupt nicht überrascht.

Glückliche Schwester

Es klopft an der Tür. „Ich mach schon auf!“, ruft **Sandra** ihrer Mutter zu. Sie legt ihr Handy auf das Sofa und läuft in den Flur. Eigentlich erwartet sie niemanden. Vielleicht hat ihre Mutter etwas bestellt. **Sandra** öffnet die Tür. Vor ihr steht Christin. Und irgendetwas stimmt nicht mit ihrer Schwester. **Sandra** betrachtet sie einige Sekunden. Christins sehr langes, fast weißblondes Haar fällt ihr über die Schultern. Die Nachmittagssonne scheint durch das Treppenhausfenster und lässt einzelne Strahlen beinahe golden leuchten. Aber das ist es nicht, was **Sandra** auffällt. Es ist ihr Gesicht. Christin lächelt. Nicht einfach nur ein bisschen. Sie strahlt. Während sie vor der Tür steht, schwingt sie mit dem ganzen Körper leicht hin und her, als könne sie ihre gute Laune kaum für sich behalten. **Sandra** verengt die Augen. „Was ist mit dir passiert?“ „Was soll passiert sein?“ „Du bist so komisch.“ Christin geht an ihr vorbei. „Ich bin überhaupt nicht komisch.“ **Sandra** schließt die Tür und folgt ihr.

„Doch.“ „Nein.“ „Doch!“ Christin zieht ihre Schuhe aus. „Wieso bist du so fröhlich?“ „Darf ich nicht fröhlich sein?“ „Schon. Aber nicht so.“ Christin versucht ernst zu schauen. Es funktioniert ungefähr zwei Sekunden. Dann lächelt sie wieder. **Sandra** verschränkt die Arme. „Also?“ „Ich gehe morgen ins Schwimmbad.“ „Aha.“ Christin läuft Richtung Zimmer. Nach einigen Schritten bleibt sie stehen. Sie dreht

sich noch einmal zu Sandra um. „Und zwar nicht allein.“ Dann geht sie weiter. Sandra braucht einen Augenblick. „Was?“ Sie läuft ihrer Schwester hinterher. „Mit wem willst du denn ins Schwimmbad gehen?“ Keine Antwort. „Christin!“ Sandra folgt ihr bis ins Zimmer. Christin stellt ihre Tasche ab und setzt sich auf das Bett. „Mit einem ganz süßen Jungen.“ Sandra bleibt stehen. „Einem Jungen?“ „Ja, Sandra. Einem Jungen.“ „Welchem Jungen?“ „Er wohnt sogar in unserer Straße.“ Jetzt ist Sandra endgültig neugierig. „Seit wann kennst du hier irgendwelche Jungen?“ „Seit heute.“ „Seit heute?“ Christin nickt. „Ich habe ihn vorhin im Kaufhaus kennengelernt.“ Sandra setzt sich neben sie. „Und morgen gehst du schon mit ihm ins Schwimmbad?“ „Wir haben uns unterhalten. Er ist wirklich nett.“ „Wie heißt er?“ Christin zögert absichtlich. „Tay.“ Sandra beobachtet ihre Schwester. Christin versucht, möglichst beiläufig zu wirken. Doch jedes Mal, wenn sie den Namen sagt, erscheint dieses Lächeln wieder. „Du magst ihn.“ „Ich kenne ihn doch kaum.“ „Du magst ihn.“ „Sandra!“ Sandra grinst. „Du bist verliebt!“ „Bin ich nicht!“ „Bist du doch.“ Christin wirft ein Kissen nach ihr. Sandra fängt es lachend auf. Für einen Moment ist alles wieder so wie früher. Bevor ihr Vater gestorben ist. Bevor sie ihr Haus verlassen mussten. Bevor ihr Leben plötzlich aus Dingen bestand, die sie nicht verändern konnten. Sandra schaut ihre Schwester an. Es tut gut, Christin wieder so glücklich zu sehen.

Dann kommt ihr ein Gedanke. „Darf ich mitkommen?“ Christin starrt sie an. „Was?“ „Morgen. Ins Schwimmbad.“ „Sandra, das ist eigentlich mein Treffen.“ „Bitte!“ „Nein.“ „Warum nicht?“ „Weil ich mich mit Tay verabredet habe und nicht du.“ Sandra setzt ihren besten Bettelblick auf. „Bitte, bitte, bitte.“ Christin seufzt. Eigentlich ist ihr die Vorstellung gar nicht so unangenehm. Seit dem Umzug kennen sie hier noch immer nur wenige Leute richtig. Und auch wenn sie Tay sympathisch findet, ist es ihr erstes Treffen mit ihm. Vielleicht wäre es sogar ganz schön, Sandra dabeizuhaben. „Also gut.“ Sandra strahlt. „Wirklich?“ „Aber nur unter einer Bedingung.“ „Welche?“ „Du hilfst nachher Mama und mir beim Aufräumen der Küche.“ „Jaaa!“ Sandra springt auf. „Und du nervst mich morgen nicht.“ „Versprochen!“ „Und du stellst Tay nicht tausend Fragen.“ Sandra bleibt in der Tür stehen. „Wie viele darf ich stellen?“ „Sandra!“ Lachend läuft sie hinaus. Christin schüttelt den Kopf. Dann schaut sie aus dem Fenster. Morgen um drei. Sie merkt, dass sie schon wieder lächelt.

Am nächsten Nachmittag stehen die beiden Schwestern einige Minuten vor drei vor dem Haus. Christin trägt ihre Badetasche über der Schulter. Obwohl sie versucht, ruhig zu wirken, schaut sie bestimmt zum fünften Mal die Straße hinunter. Sandra bemerkt es natürlich. „Du bist nervös.“ „Bin ich nicht.“ „Doch.“ „Kannst du heute vielleicht einmal aufhören, alles zu kommentieren?“ Sandra grinst. Dann

sieht sie zwei Personen die Straße entlangkommen. „Sind die das?“ Christin schaut hin. Ihr Gesicht hellt sich sofort auf. „Ja.“ Tay kommt ihnen entgegen. Er ist neunzehn, schlank und trägt seine braunen, welligen, schulterlangen Haare locker. Neben ihm läuft ein Mädchen im gleichen Alter. Ihr hellviolett leuchtendes, welliges Haar reicht bis zu den Schultern und fällt Sandra sofort ins Auge. Tay hebt die Hand. „Hallo!“ „Hi“, antwortet Christin. Sandra betrachtet ihn neugierig. *Der ist ja wirklich süß.* Der Gedanke ist einfach da. Sandra muss unwillkürlich lächeln. Ein ganz kleines bisschen beneidet sie Christin darum, dass ausgerechnet sie ihn kennengelernt hat. Tay wirkt allerdings ebenfalls nervös. Das gefällt Sandra. Offenbar ist ihre sonst so selbstsichere Schwester nicht die Einzige, die heute nicht genau weiß, was sie sagen soll.

„Das ist meine Schwester Sandra“, stellt Christin sie vor. „Hallo Sandra.“ „Hi.“ „Und das ist meine Schwester Sara“, sagt Tay. Sara lächelt die beiden offen an. „Hallo.“ Sandra kann kaum verhindern, dass sie auf Saras Haare schaut. Das helle Violett scheint im Sonnenlicht beinahe von innen heraus zu leuchten. „Deine Haare sind ja unglaublich“, sagt sie schließlich. Sara greift lächelnd nach einer Strähne. „Danke.“ „Die leuchten richtig.“ „Das sagen viele.“ „Los“, unterbricht Christin. „Sonst stehen wir um vier immer noch hier.“ Gemeinsam machen sie sich auf den Weg.

Nach ungefähr einer Viertelstunde erreichen sie das Schwimmbad. Schon kurz darauf stehen die vier am Becken. Sandra springt als Erste ins Wasser. Als sie wieder auftaucht, wischt sie sich die nassen blauschwarzen Haare aus dem Gesicht. „Kommt ihr?“ Christin und Sara stehen etwas abseits und haben sich offenbar gerade in ein Gespräch vertieft. Tay schaut zu ihnen. Dann zu Sandra. „Sieht aus, als wären wir abgeschrieben.“ „Dann komm!“ Sandra spritzt Wasser in seine Richtung. „Hey!“ „Was denn? Angst vor Wasser?“ Das lässt Tay natürlich nicht auf sich sitzen. Wenige Sekunden später ist er ebenfalls im Becken. Sandra versucht davonzuschwimmen. Zu spät. Eine Welle Wasser trifft sie. „Na warte!“ Was zunächst nur als kleine Wasserschlacht beginnt, entwickelt sich schnell zu einem ausgelassenen Wettkampf. Sie schwimmen um die Wette. Tauchen. Versuchen sich gegenseitig nasszuspritzen, obwohl beide längst vollständig nass sind. Sandra lacht so viel, dass ihr irgendwann der Bauch wehtut. Und plötzlich fällt ihr etwas auf. Sie denkt nicht nach. Nicht an die alte Wohnung. Nicht an die neue Schule. Nicht an Mey. Nicht an ihren Vater. Sie ist einfach hier. Jetzt. Im Wasser. Und sie hat Spaß. Es fühlt sich ungewohnt an. Aber gut. Sehr gut sogar. „Du schummelst!“, ruft sie Tay zu. „Ich? Niemals!“ „Du bist vor dem Start losgeschwommen!“ „Beweise es.“ „Noch mal!“ Tay lacht. „Okay. Revanche.“

Vom Beckenrand beobachtet Christin die beiden. „Die verstehen sich ja gut“, sagt Sara. Christin lächelt. „Sandra braucht das.“ Sara schaut sie fragend an. Christin schweigt einen Moment. „Unser Vater ist letztes Jahr gestorben.“ Saras Lächeln verschwindet. „Oh.“ „Danach mussten wir umziehen. Neues Zuhause, neue Schule, neue Leute ...“ Christin schaut zu ihrer Schwester. Sandra versucht gerade, Tay unter Wasser zu spritzen. „Sie tut meistens so, als wäre alles okay.“ Sara folgt ihrem Blick. „Und du?“ Christin schaut sie an. „Was ist mit mir?“ „Tust du auch nur so?“ Die Frage trifft Christin unerwartet. Für einen Moment weiß sie nicht, was sie antworten soll. Dann sieht sie wieder zu Sandra. „Manchmal.“ Sara sagt nichts weiter. Sie legt Christin lediglich kurz eine Hand auf den Arm. Es ist eine kleine Geste. Aber Christin versteht sie.

Später gehen alle vier gemeinsam ins Wasser. Sandra merkt schnell, dass Sara genauso unkompliziert ist wie ihr Bruder. Schon bald albern sie miteinander herum, schwimmen von einem Beckenrand zum anderen und lachen über Dinge, die eigentlich überhaupt nicht lustig sind. Danach suchen sie sich einen Platz auf der Liegewiese. Die Sonne steht noch hoch genug am Himmel, um ihre nasse Haut zu wärmen. Tay liegt neben Christin. Sara und Sandra daneben. Eine Weile sagt niemand etwas. Sandra schaut in den blauen Himmel. Sie hört Stimmen, Kinderlachen und das entfernte Platschen aus den Schwimmbecken. Neben ihr unterhalten sich Tay und Christin leise. Sandra versteht nicht, worüber. Sie muss es auch nicht wissen. Sie dreht den Kopf und betrachtet ihre Schwester. Christin lächelt wieder. Dieses besondere Lächeln von gestern. Sandra lächelt ebenfalls. Vielleicht war der Umzug doch nicht nur das Ende von etwas gewesen. Vielleicht konnte er auch der Anfang von etwas Neuem sein. „Was grinst du so?“, fragt Sara neben ihr. Sandra dreht den Kopf. „Nichts.“ Sara hebt skeptisch eine Augenbraue. „Bestimmt.“ Sandra lacht. Dann schließt sie die Augen und lässt sich die Sonne ins Gesicht scheinen.

Noch konnte keiner von ihnen wissen, wohin diese zufällige Begegnung führen würde. Tay nicht. Sara nicht. Christin nicht. Und Sandra erst recht nicht. Für sie waren es an diesem Nachmittag einfach vier junge Menschen, die sich gerade erst kennengelernt hatten. Doch aus diesem einen Nachmittag wurden weitere. Aus gemeinsamen Nachmittagen wurden gemeinsame Erinnerungen. Und irgendwann konnte keiner von ihnen mehr genau sagen, wann aus einer zufälligen Begegnung Freundschaft geworden war. Es war ein schöner Nachmittag. Einer von vielen, die noch folgen würden.

Das Leben ändert sich

„Du musst doch nicht traurig sein.“ Sandra steht etwas hilflos vor Mey. Sie hatte mit vielem gerechnet. Mit Enttäuschung. Vielleicht auch mit einem beleidigten Blick oder einem ihrer endlosen Vorwürfe. Aber nicht damit. Mey weint. Nicht nur ein bisschen. Tränen laufen über ihre Wangen, während sie versucht, sie immer wieder mit dem Ärmel wegzuwischen. „Ich bleibe doch hier an der Schule“, versucht Sandra sie zu beruhigen. „Ich bin nur in einer anderen Klasse.“ „Aber dann sitzt du nicht mehr neben mir“, schluchzt Mey. „Und ich sehe dich nur noch in der Pause.“ Sandra weiß nicht, was sie sagen soll. Natürlich hat sie längst bemerkt, dass Mey sie besonders gern hat. Mey wartet jeden Morgen auf sie, begleitet sie in den Pausen und findet beinahe immer einen Grund, in ihrer Nähe zu sein. Manchmal ist das schön. Manchmal ist es Sandra zu viel. Aber dass es Mey so sehr trifft, von ihr getrennt zu werden, überrascht sie. „Mey ...“ „Ich will nicht, dass du gehst.“ Sandra schaut ihre Freundin an. Dann tut sie etwas, das sie bisher immer vermieden hat. Sie geht einen Schritt auf Mey zu und nimmt sie in den Arm. Mey erstarrt zunächst. Dann legt sie beide Arme um Sandra. Fest. Sehr fest. „Mey?“ Keine Reaktion. „Du kannst mich jetzt wieder loslassen.“ „Noch nicht.“ Sandra muss trotz allem lächeln. Also lässt sie sie. Für einen Moment jedenfalls.

Natürlich ist Sandra nicht glücklich darüber, das Schuljahr wiederholen zu müssen. Anfangs hat sie sich eingeredet, dass sie es schaffen würde. Nach dem Tod ihres Vaters hatte sie weitergemacht. Sie war morgens aufgestanden, zur Schule gegangen, hatte Hausaufgaben erledigt und Prüfungen geschrieben. Sie hatte funktioniert. Erst viel später wurde deutlich, dass Funktionieren nicht dasselbe ist wie Verarbeiten. Ihre Noten wurden schlechter. Ihre Konzentration ließ nach. Manchmal saß sie vor einem Buch und stellte nach zwanzig Minuten fest, dass sie keine einzige Zeile wirklich gelesen hatte. Am Ende war die Entscheidung gefallen. Sandra musste die Klasse wiederholen. Ava bittet sie an ihrem letzten Tag noch einmal zu sich. Die anderen Schüler sind bereits gegangen. Die Klassenlehrerin steht am Fenster. Ihr sehr langes dunkelgraues Haar fällt über das schwarze, ausgefranste Kleid. Die tiefblaue Strähne auf der rechten Seite schimmert im Sonnenlicht. „Du hältst das Wiederholen für eine Niederlage“, sagt Ava. Sandra schaut auf den Boden. „Ist es doch.“ „Nein.“ Sandra hebt den Blick. „Du hast in einem Jahr deinen Vater verloren, dein Zuhause verlassen und dein gesamtes bisheriges Umfeld gewechselt.“ Ava kommt näher. „Manchmal besteht Stärke nicht darin, unbedingt weiterzulaufen.“ Sandra schweigt. „Manchmal muss man stehen bleiben, bevor man wieder weitergehen kann.“ Sandra denkt lange über diesen Satz nach. „Mey wird mich wahrscheinlich trotzdem jeden Tag verfolgen.“ Ava lächelt. „Davon gehe ich aus.“ Sandra muss lachen. Sie geht bereits zur Tür, als Ava noch ein-

mal ihren Namen sagt. „Sandra?“ Sie dreht sich um. Ava sieht sie ungewöhnlich ernst an. „Pass auf die Menschen auf, die dir wichtig sind.“ Sandra runzelt die Stirn. „Mach ich.“ Ava nickt langsam. „Gut.“ Damals denkt Sandra nicht weiter darüber nach. Später wird sie sich an diesen Augenblick erinnern.

Die neue Klasse ist weniger schlimm, als Sandra befürchtet hat. Schon nach wenigen Wochen hat sie Anschluss gefunden. Sie sitzt nicht mehr neben Mey und genießt es, ein wenig mehr Freiraum zu haben. In den Pausen ändert sich allerdings überhaupt nichts. Kaum verlässt Sandra ihren Klassenraum, taucht irgendwo Mey auf. „Da bist du ja!“ „Wo soll ich sonst sein?“ „Keine Ahnung.“ „Dann brauchst du mich auch nicht zu suchen.“ Mey ignoriert solche Bemerkungen konsequent. Sandra hat sich daran gewöhnt. Und irgendwie würde ihr inzwischen vermutlich sogar etwas fehlen, wenn Mey eines Tages nicht auf sie warten würde. Auch außerhalb der Schule wird ihr Leben langsam wieder normaler. Christin trifft sich regelmäßig mit Tay. Sara ist ebenfalls häufig dabei, und manchmal kommt Sandra mit. Es entstehen gemeinsame Nachmittage, Ausflüge und Abende. Zum ersten Mal seit dem Tod ihres Vaters hat Sandra das Gefühl, dass ihr Leben nicht ausschließlich daraus besteht, etwas Verlorenem hinterherzutrauern. Es gibt wieder Dinge, auf die sie sich freut. Dann beginnt der Krieg.

Zuerst sind es nur Nachrichten. Bilder aus weit entfernten Städten. Politiker, die vor Kameras sprechen. Militärfahrzeuge auf Straßen. Menschen, die hektisch Lebensmittel kaufen. Sandra versteht vieles davon nicht. Oder vielleicht will sie es nicht verstehen. „Das kommt doch nicht bis hierher“, sagt sie eines Abends. Ihre Mutter antwortet nicht. Christin ebenfalls nicht. Wenige Tage später heulen zum ersten Mal die Sirenen. Sandra steht am Fenster. „Was ist das?“ Ihre Mutter kommt aus der Küche. Ihr Gesicht verändert sich sofort. „Weg vom Fenster!“ „Mama?“ „In den Keller. Sofort!“ Im Treppenhaus öffnen sich überall Türen. Menschen rufen durcheinander. Kinder weinen. Jemand hilft einer älteren Nachbarin die Treppe hinunter. Dann sitzen sie gemeinsam mit den anderen Hausbewohnern im Keller. Sandra hört ihren eigenen Atem. Sonst zunächst nichts. Dann kommt ein Geräusch. Dumpf. Weit entfernt. Ein zweites. Näher. Die Gläser in einem Regal beginnen zu klirren. Sandra greift nach Christins Hand. „Das waren doch keine Raketen?“ Christin antwortet nicht. Ihre Mutter zieht beide Töchter an sich. An diesem Tag wird niemand aus dem Haus getroffen. Andere haben weniger Glück.

Von einem Tag auf den anderen existiert ihr altes Leben nicht mehr. Die Schule bleibt geschlossen. Geschäfte öffnen nur noch zeitweise. Busse fahren unregelmäßig. Immer wieder gibt es Luftalarm. Manchmal mehrmals am Tag. Sandra bringt Stunden im Keller. Dort liegen inzwischen Decken, Wasserflaschen, Taschenlampen und einige Lebensmittel. Niemand spricht mehr davon, wann alles

wieder normal wird. Stattdessen fragen sich alle nur noch, wann die Sirenen das nächste Mal heulen. Sandra schreibt Mey Nachrichten. **Alles okay bei euch?** Die Antwort kommt meistens schnell. **Ja. Bei euch? Auch.** Manchmal besteht ihre gesamte Unterhaltung nur aus diesen wenigen Worten. Es reicht. Denn solange Mey antwortet, weiß Sandra, dass sie noch da ist. Auch Tay und Sara halten Kontakt. Christin schaut ständig auf ihr Handy. Sandra merkt, dass sie jedes Mal erleichtert ist, wenn eine Nachricht von Tay erscheint.

Dann kommt jener Nachmittag. Sandra sitzt im Wohnzimmer und versucht zu lesen. Christin ist in ihrem Zimmer. Ihre Mutter steht in der Küche. Es gibt keinen Alarm. Noch nicht. Dann beginnen plötzlich die Sirenen. Sandra lässt das Buch fallen. „Christin!“ Die Zimmertür fliegt auf. „Keller!“ Ihre Mutter erscheint in der Küchentür. „Los!“ Sandra rennt in den Flur. Dann hört sie etwas. Ein tiefes, herannahendes Dröhnen. Viel näher als sonst. Zu nah. „Mama!“ Ihre Mutter dreht sich um. In diesem Augenblick scheint die gesamte Welt aus Licht und Lärm zu bestehen. Ein gewaltiger Schlag erschüttert das Gebäude. Sandra wird zu Boden gerissen. Etwas zerbricht. Staub füllt den Flur. Sie hört Christin schreien. Dann ist für einige Sekunden alles still. Unwirklich still. Sandra hebt den Kopf. „Mama?“ Keine Antwort. „Mama!“ Christin zieht sie hoch. „Wir müssen hier raus!“ „Mama ist in der Küche!“ Sandra will zurück. Christin hält sie fest. „Sandra!“ „Lass mich los!“ Ein Teil der Decke knirscht bedrohlich. Menschen schreien im Treppenhaus. Jemand ruft, dass alle sofort nach unten müssen. Sandra wehrt sich. „Mama!“ Christin hält ihre Schwester mit beiden Armen fest. Und obwohl sie selbst weint, zieht sie Sandra mit sich. Hinunter. In den Keller.

Ihre Mutter kommt nicht nach. Auch später nicht. Nachbarn und Rettungskräfte suchen in den zerstörten Räumen. Irgendwann muss Christin ihrer Schwester sagen, was Sandra längst verstanden hat. Ihre Mutter ist tot. Sandra sagt nichts. Sie weint zunächst nicht einmal. Sie sitzt einfach auf einer Matratze im Keller und schaut auf die Wand. Ihr Vater ist tot. Jetzt ihre Mutter. Innerhalb eines Jahres ist aus einer Familie mit vier Menschen eine Familie mit zwei geworden. Christin setzt sich neben sie. Sandra lehnt den Kopf an ihre Schulter. Erst dann kommen die Tränen. „Wir sind jetzt allein“, flüstert sie. Christin nimmt ihre Hand. „Nein.“ Sandra schaut sie an. Christins Gesicht ist ebenfalls voller Tränen. „Du hast mich.“ Sie zieht Sandra an sich. „Und ich habe dich.“ Sandra schließt die Augen. Diesmal ist es Christin, die nicht loslässt.

Sandra verlässt den Keller danach kaum noch. Draußen erinnert alles an den Augenblick, in dem ihre Mutter gestorben ist. Die zerstörte Wohnung. Der Staub. Die aufgebrochenen Wände. Das fehlende Stück der Küche. Christin geht hinauf, wenn sie etwas brauchen. Kleidung. Dokumente. Lebensmittel. Alles, was noch zu ge-

brauchen ist. Sandra bleibt unten. Sie schreibt Mey. Keine Antwort. Noch einmal. **Mey?** Nichts. Sandra schaut immer wieder auf ihr Handy. Vielleicht ist das Netz ausgefallen. Vielleicht ist Meys Akku leer. Vielleicht sitzt sie ebenfalls irgendwo in einem Keller. Sandra zwingt sich, daran zu glauben.

Einige Tage später kommt Christin die Kellertreppe herunter. Zum ersten Mal seit Langem sieht Sandra etwas anderes in ihrem Gesicht als Erschöpfung. „Tay hat sich gemeldet.“ Sandra richtet sich sofort auf. „Geht es ihm gut?“ „Ja. Sara auch.“ Sandra atmet aus. „Was wollte er?“ Christin setzt sich neben sie. „Er will weg.“ „Weg?“ „Aus der Stadt.“ Sandra schaut sie an. „Und er will, dass wir mitkommen.“ Es dauert nur wenige Sekunden. „Ja.“ Christin wirkt überrascht. „Du willst mit?“ „Ich will hier nicht mehr bleiben.“ Sandra schaut zur Kellerdecke. Irgendwo darüber befindet sich das, was von ihrer Wohnung übrig geblieben ist. „Papa ist tot.“ Ihre Stimme wird leiser. „Mama auch.“ Dann schaut sie Christin an. „Was sollen wir noch hier?“ Christin nimmt ihre Hand. „Dann gehen wir.“

Sie besitzen plötzlich nur noch das, was sie tragen können. Zwei Rucksäcke. Eine zusätzliche Tasche. Dokumente. Wasser. Etwas Essen. Ein paar Kleidungsstücke. Fotos. Sandra steckt eines davon ganz unten in ihren Rucksack. Es zeigt ihre Familie vor dem alten Haus am Stadtrand. Vier Menschen. Alle lachen. Sandra betrachtet das Bild lange. Dann zieht sie den Reißverschluss zu. Christin geht ein letztes Mal nach oben. Sandra wartet unten. Als ihre Schwester zurückkommt, trägt sie noch eine Jacke und eine kleine Tasche. „Das ist alles.“ Sandra nickt. Gemeinsam steigen sie die Kellertreppe hinauf. Als Sandra ins Freie tritt, muss sie die Augen zusammenkneifen. Die Straße sieht nicht mehr aus wie die Straße, in die sie einmal gezogen sind. Fenster sind zerbrochen. Fassaden beschädigt. Auf dem Asphalt liegen Glassplitter und Trümmer. In der Ferne steigt Rauch über den Häusern auf. Sandra schaut nicht zurück. Christin schon. Nur einmal. Dann gehen sie los.

An einer Kreuzung sehen sie zwei Personen auf sich zukommen. Sandra erkennt zuerst das hellviolett leuchtende Haar. „Sara!“ Sara hebt den Arm. Neben ihr läuft Tay. Christin bleibt für einen Augenblick stehen. Dann beschleunigt sie ihre Schritte. Tay ebenfalls. Als sie sich erreichen, sagt zunächst niemand etwas. Es gibt in diesem Augenblick nichts, was man sagen könnte. Tay nimmt Christin einfach in den Arm. Sara geht zu Sandra. „Bist du okay?“ Sandra möchte automatisch *ja* sagen. Wie immer. Doch dieses Mal schafft sie es nicht. Sie schüttelt nur den Kopf. Sara legt einen Arm um sie. Sandra lässt es zu. Dann stehen sie zu viert mitten auf der beschädigten Straße. Vier junge Menschen mit einigen Taschen und Rucksäcken. Mehr ist von ihrem bisherigen Leben kaum übrig geblieben. „Wohin gehen wir?“, fragt Sandra. Tay schaut die Straße hinunter. „Erst einmal raus aus der Stadt.“ „Und danach?“ Tay schweigt. Christin schaut Sandra an. Sara ebenfalls.

Keiner kennt die Antwort. Sandra dreht sich noch einmal um. Irgendwo zwischen den Häusern liegt ihre zerstörte Wohnung. Irgendwo in dieser Stadt ist Mey. Und irgendwo dort befindet sich auch die Schule, in der Ava ihr einmal gesagt hatte: *Pass auf die Menschen auf, die dir wichtig sind.* Damals hatte Sandra nicht verstanden, warum Ava diesen Satz so ernst gesagt hatte. Jetzt versteht sie zumindest einen Teil davon. Sie wendet sich wieder den anderen zu. Dann gehen sie los. Sandra weiß nicht, wohin dieser Weg sie führen wird. Sie weiß nur eines: Das Leben, das sie bisher gekannt hat, ist vorbei.

Mey

Sandra sitzt auf der Rückbank und sagt seit mehreren Minuten kein Wort. Neben ihr sitzt Christin. Vorne fährt Tay, während Sara auf dem Beifahrersitz immer wieder nach hinten schaut. Draußen zieht eine Welt vorbei, die Sandra kaum noch wiedererkennt. Verlassene Autos stehen am Straßenrand. Einige Häuser haben keine Fenster mehr. Über einem Stadtviertel hängt eine dunkle Rauchwolke, und in der Ferne ist immer wieder dumpfes Grollen zu hören. Aber im Moment beschäftigt Sandra etwas völlig anderes. Sie schaut Sara an. „Du meinst das wirklich ernst?“ Sara nickt. Sandra wartet darauf, dass jemand lacht. Niemand tut es. „Du bist also ...“ Sie stockt. „Nur zur Hälfte ein Mensch?“ Sara lächelt schwach. „So könnte man es sagen.“ Sandra schaut zu Christin. Ihre Schwester wirkt genauso überfordert wie sie selbst. „Und deine Mutter war ...“ „Eine Voyney.“ Das Wort klingt vollkommen absurd. Noch vor wenigen Tagen hätte Sandra über eine solche Geschichte wahrscheinlich gelacht. Außerirdische. Ein verborgenes Raumschiff. Eine unterirdische Station. Und ausgerechnet sie sollen Teil einer Mission sein, die dafür sorgen soll, dass die Menschheit nicht vollständig verschwindet. Sandra schaut zu Tay. „Und das alles stand wirklich in diesem Buch?“ „Ja.“ „Dein Vater wusste davon?“ „Offenbar.“ „Und du hast vorher überhaupt nichts gewusst?“ Tay schüttelt den Kopf. Sandra lehnt sich zurück. „Das ist verrückt.“ „Das habe ich auch gedacht“, sagt Tay. „Ich denke es immer noch.“ Für einen Moment muss sogar Sara lachen. Es ist nur ein kurzes Lachen. Aber Sandra merkt, wie gut es tut, überhaupt wieder jemanden lachen zu hören.

Dann wird Tay wieder ernst. „Wir wissen nicht, wie viel Zeit wir haben.“ „Und was sollen wir jetzt machen?“, fragt Sandra. „Erst einmal die anderen finden.“ Tay schaut in den Rückspiegel. „Danach müssen wir zu der Station.“ Sandra blickt aus dem Fenster. *Die anderen.* Vor dem Krieg hätte dieser Ausdruck etwas völlig anderes bedeutet. Freunde treffen. Zusammen irgendwo hingehen. Vielleicht einen Nachmittag verbringen. Jetzt bedeutet er: Herausfinden, wer überhaupt noch lebt.

Sie fahren durch mehrere Straßen und sammeln nach und nach weitere Freunde ein. Manche warten bereits mit gepackten Taschen. Andere müssen erst überzeugt werden. Nicht jeder glaubt Tays Geschichte. Aber die zerstörten Häuser, der Rauch über der Stadt und die immer wieder hörbaren Explosionen sorgen dafür, dass kaum jemand lange darüber diskutiert, ob es vernünftig ist, die Stadt zu verlassen. Sandra spricht wenig. Zu viel ist passiert. Ihr Vater. Ihre Mutter. Die zerstörte Wohnung. Und jetzt soll irgendwo unter der Erde ein außerirdisches Raumschiff auf sie warten. Manchmal kommt ihr alles wie ein Traum vor. Nur dass sie nicht aufwacht. Dann biegt Tay in eine Seitenstraße ein.

Sandra schaut gelangweilt aus dem Fenster. Plötzlich richtet sie sich auf. Sie glaubt zunächst, sich geirrt zu haben. Am Straßenrand stehen mehrere Menschen mit Taschen und Rucksäcken. Und zwischen ihnen erkennt Sandra ein Mädchen mit dunkelblondem, wuscheligem Haar. Ihr Herz macht einen Sprung. „Da ist ja Mey!“ Sandra ruft so laut, dass alle im Auto zusammenzucken. Tay tritt beinahe auf die Bremse. „Sandra!“ „Entschuldigung!“ Sie beugt sich nach vorne. „Da! Da vorne! Das ist Mey!“ Christin dreht sich zu ihr um. Dann schaut sie hinaus. „Ja“, sagt sie. „Sie will anscheinend zu uns ins Auto.“ Sandra beginnt sofort, auf der Rückbank Platz zu schaffen. „Rutsch doch mal ein Stück.“ Christin schaut sie amüsiert an. „Wohin denn noch?“ „Na, irgendwie! Sie muss hier rein.“ „Vor fünf Minuten hast du dich noch beschwert, dass es zu eng ist.“ „Jetzt nicht mehr.“ Christin hebt eine Augenbraue. Sandra ignoriert sie. Das Auto wird langsamer. Mey hat sie inzwischen ebenfalls entdeckt. Für einen Moment steht sie einfach nur da. Dann verändert sich ihr Gesicht. „Sandra!“ Selbst durch die geschlossenen Fenster können sie ihren Ruf hören. Und plötzlich passiert etwas mit Sandra. Etwas, womit sie nicht gerechnet hat. Seit dem Beginn des Krieges trägt sie eine Kälte in sich. Seit dem Tod ihrer Mutter ist sie noch stärker geworden. Sandra hatte geglaubt, sie würde vielleicht nie wieder verschwinden. Doch jetzt wird ihr plötzlich warm. Nicht von außen. Von innen. Sie sieht Mey. Lebendig. Unverletzt. Hier. Sandra merkt erst jetzt, wie große Angst sie gehabt hat, Mey nie wiederzusehen. All die unbeantworteten Nachrichten. All die Stunden, in denen sie sich eingeredet hatte, dass bestimmt nur das Netz ausgefallen sei. Mey lebt. Sandra öffnet die Tür, noch bevor Tay richtig angehalten hat. „Warte!“, ruft Christin. Doch da steht Mey bereits vor ihr. „Sandra!“ Sie wirft ihren Rucksack auf den Boden und stürmt auf sie zu. Sandra schafft es gerade noch auszusteigen. Dann wird sie von Mey umarmt. So fest, dass sie einen Schritt zurücktaumelt. „Du bist da!“, schluchzt Mey. Sandra spürt ihre Arme um sich. Früher hätte sie jetzt vermutlich gesagt: *Du kannst mich wieder loslassen.* Oder: *Du erdrückst mich.* Doch dieses Mal sagt sie nichts. Stattdessen hebt sie langsam die Arme. Und umarmt Mey ebenfalls. Fest. Mey beginnt zu wei-

nen. „Ich dachte, du wärst tot.“ Sandra schließt die Augen. „Ich dachte das bei dir auch.“ „Ich konnte dir nicht schreiben. Mein Handy war kaputt und dann hatten wir keinen Strom mehr und ...“ „Ist egal.“ Mey löst sich ein wenig von ihr. „Was?“ Sandra schaut sie an. „Es ist egal. Du bist hier.“ Mey wischt sich über die Augen. Dann lächelt sie. Dieses etwas zu begeisterte Mey-Lächeln, das Sandra früher manchmal auf die Nerven gegangen ist. Jetzt könnte sie stundenlang hineinsehen. Sandra erschrickt beinahe über ihren eigenen Gedanken. Mey legt die Arme wieder um sie. Und Sandra lässt es zu. Mehr noch. Sie zieht Mey selbst näher an sich. Christin steht neben dem Auto und beobachtet die beiden. Für einen Augenblick erscheint ein kleines Lächeln auf ihrem Gesicht. „Ich glaube, wir sollten sie einfach einsteigen lassen“, sagt Sara. Tay nickt. „Sieht so aus.“

Wenig später sitzen sie gemeinsam auf der Rückbank. Es ist eng. Sehr eng. Sandra stört es nicht. Mey sitzt direkt neben ihr. Eigentlich sitzt sie fast auf ihr. „Mey.“ „Hm?“ „Du kannst mich jetzt wirklich ein bisschen loslassen.“ Mey lockert ihre Umarmung. Für ungefähr drei Sekunden. Dann nimmt sie Sandras Hand. Sandra schaut hinunter. Meys Finger liegen zwischen ihren. Sie könnte ihre Hand wegziehen. Tut sie aber nicht. Christin bemerkt es. Sandra sieht den kurzen Blick ihrer Schwester. „Was?“ „Nichts.“ „Du guckst so.“ „Ich gucke überhaupt nicht.“ Sandra kennt diesen Tonfall. „Christin.“ Ihre Schwester dreht sich demonstrativ zum Fenster. „Ich habe nichts gesagt.“ Mey schaut zwischen den beiden hin und her. „Was ist?“ „Gar nichts“, antworten die Schwestern gleichzeitig. Tay muss vorne lachen. Für einen kurzen Augenblick fühlt es sich fast normal an.

Während der Fahrt erzählt Tay auch Mey, was sie herausgefunden haben. Vom schwarzen Buch. Von den Voyneys. Von Sara. Von dem verborgenen Raumschiff. Und von dem Auftrag, den sein Vater hinterlassen hat. Mey hört ungewöhnlich still zu. Als Tay fertig ist, herrscht einige Sekunden Schweigen. Dann schaut Mey zu Sara. „Du bist wirklich halb außerirdisch?“ Sara nickt. Mey denkt nach. „Cool.“ Sara blinzelt. „Das ist alles?“ „Was soll ich sonst sagen?“ Sandra muss lachen. „Typisch Mey.“ „Was denn?“ „Nichts.“ Mey drückt ihre Hand. Sandra drückt zurück. Fast automatisch. Dann bemerkt sie, was sie gerade getan hat. Sie schaut aus dem Fenster.

Ihr nächstes Ziel ist ein Supermarkt. Sie brauchen Wasser und Lebensmittel, bevor sie die Stadt endgültig verlassen. Die Fahrt dauert nicht lange. Trotzdem kommt sie Sandra viel länger vor. Mey lässt ihre Hand nicht los. Und Sandra möchte plötzlich auch nicht mehr, dass sie es tut. Sie kann sich nicht erklären, warum. Noch vor einigen Monaten hatte sie sich manchmal gewünscht, Mey würde ihr etwas mehr Freiraum lassen. Jetzt sitzt genau dieses Mädchen neben ihr. Und zum ersten Mal seit langer Zeit fühlt Sandra sich sicher. Nicht wirklich sicher. Draußen herrscht

noch immer Krieg. Menschen sterben. Ihre Eltern sind tot. Ihre Wohnung ist zerstört. Niemand weiß, ob Tays unglaublicher Plan funktionieren wird. Und niemand weiß, was sie in dieser unterirdischen Station tatsächlich erwartet. Trotzdem ist da dieses Gefühl. Eine Wärme, die **Sandra** fast vergessen hatte. Sie schaut zu Mey. Mey bemerkt es. „Was?“ „Nichts.“ „Du guckst so.“ **Sandra** muss lächeln. „Jetzt fängst du auch noch damit an.“ Mey legt den Kopf leicht schief. „Bist du froh, dass ich da bin?“ Die Frage kommt so direkt, dass **Sandra** zunächst nicht antwortet. Früher hätte sie wahrscheinlich irgendeinen Witz gemacht. Diesmal nicht. „Ja.“ Mey lächelt. **Sandra** schaut wieder nach vorne. Dann fügt sie leise hinzu: „Sehr sogar.“ Meys Hand schließt sich etwas fester um ihre. **Sandra** lässt es geschehen. Sie versteht noch nicht, warum sich dieser Augenblick für sie so besonders anfühlt. Vielleicht ist es einfach die Erleichterung darüber, eine Freundin wiedergefunden zu haben. Vielleicht braucht sie nach all den Verlusten nur jemanden, der sie nicht loslässt. Oder vielleicht ist da noch etwas anderes. **Sandra** weiß es nicht. Noch nicht. Das Auto fährt weiter durch die zerstörte Stadt. Vor ihnen liegt der Supermarkt. Danach die Flucht. Danach die unterirdische Station. Und irgendwo dort soll ein Raumschiff auf sie warten, das ihre Zukunft für immer verändern könnte. Doch in diesem Augenblick ist all das für **Sandra** weit weg. Sie sitzt neben Mey. Ihre Hände sind ineinander verschränkt. Und zum ersten Mal seit dem Tod ihrer Mutter fühlt **Sandra** nicht nur Trauer und Angst. Sie fühlt etwas, von dem sie geglaubt hatte, es verloren zu haben. Geborgenheit.

Familie

Als **Sandra** später an die Flucht von der Erde zurückdenkt, erinnert sie sich nur noch an einzelne Bilder. An brennende Häuser. An Christins Hand, die ihre festhält. An Mey, die keinen Schritt von ihrer Seite weicht. An die beiden schwer verletzten Mädchen Jerina und Danka. Und schließlich an diesen einen Augenblick, in dem die **Terra-Ex** den Boden verlässt. **Sandra** steht damals vor einem der Monitore und sieht zu, wie die Erde unter ihnen immer kleiner wird. Ihre Heimat. Der Planet, auf dem sie geboren wurde. Der Ort, an dem sie ihren Vater und ihre Mutter verloren hat. Sie weiß zu diesem Zeitpunkt nicht, dass sie niemals zurückkehren wird. Sie weiß auch nicht, dass in den Lagerräumen der Terra-Ex etwas mit ihnen reist, das eines Tages wichtiger werden könnte als alles, was sie zurücklassen mussten: genetische Proben unzähliger Tier-, Pflanzen- und Menschenarten. Ein winziger Teil der Erde reist mit ihnen zu den Sternen. Und **Sandra** gehört nun zu den Menschen, die ihn beschützen sollen.

Nach einigen Tagen erreichen sie die **Stelavis 23**. Das gewaltige Generationenschiff der Voyneys übertrifft alles, was **Sandra** sich jemals vorgestellt hat. Die Terra-Ex wirkt neben ihm beinahe winzig. Hier begegnen sie einer Zivilisation, deren Technik der menschlichen um Jahrtausende voraus zu sein scheint. Jerina und Danka, deren Überleben auf der Erde noch völlig ungewiss gewesen wäre, werden behandelt. Beide überleben. Für **Sandra** ist allein das ein Wunder. Doch es bleibt nicht das einzige. Sie erfahren, was die Strahlung bewirkt hat, der sie vor ihrer Abreise ausgesetzt worden sind. Ihr Alterungsprozess wurde drastisch verlangsamt. Für ungefähr zehn Jahre, die vergehen, wird ihr Körper nur etwa ein Jahr älter. **Sandra** braucht lange, um zu verstehen, was das bedeutet. Als sie achtzehn Jahre alt wird, wären auf der Erde seit ihrer Geburt bereits ungefähr dreißig Jahre vergangen. Sie betrachtet sich an diesem Geburtstag im Spiegel. „Komisch“, sagt sie. Mey steht hinter ihr. „Was?“ „Dreißig Jahre.“ „Und?“ **Sandra** dreht sich um. „Wenn wir auf der Erde geblieben wären, wären wir jetzt schon viel älter.“ Mey zuckt mit den Schultern. „Dann haben wir eben mehr Zeit.“ „Wofür?“ Mey lächelt. „Für uns.“ **Sandra** sieht sie lange an. Dann lächelt sie ebenfalls. Damals ahnt sie noch nicht, wie kostbar diese zusätzliche Zeit einmal werden wird.

Zunächst leben Sandra, Christin und Tay in einer gemeinsamen Wohnstätte auf der Stelavis 23. Es erinnert **Sandra** manchmal an eine viel zu große Wohngemeinschaft. Nur dass sich diese Wohngemeinschaft in einem Raumschiff befindet, das zwischen den Sternen unterwegs ist. **Sara** besitzt wegen ihrer besonderen Abstammung und ihrer Verbindung zu den Voyneys ein eigenes Quartier. Trotzdem vergeht kaum ein Tag, an dem sie die anderen nicht besucht. Langsam wird aus den Überlebenden der Erde etwas Neues. Sie lernen die Sprache und Kultur der Voyneys kennen. Sie lernen, wie das Generationenschiff funktioniert. Sie übernehmen Aufgaben. Sie feiern Geburtstage, obwohl diese durch ihre verlangsamte Alterung eine völlig neue Bedeutung bekommen. Und irgendwann sprechen sie nicht mehr jeden Tag über die Erde. **Sandra** bemerkt es als Erste. Sie erschrickt darüber. „Ich kann mich nicht mehr genau an Mamas Stimme erinnern“, sagt sie eines Abends zu Christin. Ihre Schwester schweigt. Dann holt sie eine alte Aufnahme hervor. Als die Stimme ihrer Mutter aus dem kleinen Gerät erklingt, beginnen beide zu weinen. Aber diesmal weinen sie nicht allein. Mey sitzt bei Sandra. Tay bei Christin. Aus Menschen, die gemeinsam geflohen sind, wird langsam etwas anderes. Eine Familie.

Als **Sandra** körperlich achtzehn Jahre alt ist, trifft sie eine Entscheidung. „Wir ziehen aus.“ Mey schaut von ihrem Essen auf. „Wer?“ „Wir.“ „Du und ich?“ „Nein, Mey. Ich und irgendeine Voyney, die du noch nie gesehen hast.“ Mey starrt sie an. **Sandra** lacht. „Natürlich du und ich.“ Mey springt auf. „Wirklich?“ **Sandra** schafft

es gerade noch, ihren Teller festzuhalten, bevor Mey sie umarmt. „Mey!“ „Entschuldigung.“ Sie lässt Sandra los. Zwei Sekunden später umarmt sie sie wieder. Sandra protestiert diesmal nicht. Ihr erstes gemeinsames Quartier ist nicht besonders groß. Aber es gehört ihnen. Mey braucht nur wenige Tage, um überall ihre Sachen zu verteilen. Sandra braucht Wochen, um sich daran zu gewöhnen. „Wie kannst du gleichzeitig sechs Dinge benutzen?“ „Organisation.“ „Das ist keine Organisation.“ „Doch.“ Sandra hebt ein Kleidungsstück vom Boden auf. „Und das?“ „Das brauche ich noch.“ „Seit drei Tagen?“ „Ja.“ Sandra verdreht die Augen. Und ist glücklich.

Jahrzehnte vergehen. Tay und Christin bleiben zusammen. Irgendwann kommt ihr Sohn zur Welt. **Airam**. Als Sandra das Kind zum ersten Mal im Arm hält, muss sie an etwas denken, das sehr weit zurückliegt. An ein kleines Haus am Stadtrand. An eine Wiege. An ihre Schwester, die damals selbst kaum älter als ein Kleinkind gewesen war. Sandra kennt diese Erinnerung nur aus den Erzählungen ihrer Familie. *Dann passe ich auf sie auf.* So hatte Christin damals über ihre neugeborene Schwester gesagt. Jetzt steht Christin vor ihr und schaut auf ihren Sohn. „Du weinst“, sagt sie. „Nein.“ „Doch.“ „Dann ist hier die Luft zu trocken.“ Christin lacht. Sandra gibt ihr Airam zurück. „Du wirst eine tolle Mutter.“ Christin sieht sie an. „Und du?“ „Was ist mit mir?“ „Willst du keine Familie?“ Sandra blickt zu Mey. Mey hat das Gespräch gehört. Sie kommt herüber und nimmt Sandras Hand. „Wir sind doch schon eine.“ Sandra sieht sie an. Dann versteht sie.

Das erste Kind kommt einige Jahre später zu ihnen. Nicht durch Geburt. Durch eine Entscheidung. Ein Kind braucht Eltern. Sandra und Mey haben ein Zuhause. Also adoptieren sie es. Aus einem Kind werden zwei. Später drei. Irgendwann hört Sandra auf zu behaupten, dass jetzt wirklich Schluss sei. Am Ende sind es sechs. Sechs Kinder. Sechs unterschiedliche Persönlichkeiten. Sechs Lebensgeschichten. Und ein Quartier, das irgendwann viel zu klein wird. Sandra liebt jede Sekunde davon. Fast jede. „Wer hat das gemacht?“ Schweigen. Sandra steht inmitten des Wohnbereichs und betrachtet eine beschädigte Wandverkleidung. Sechs Kinder schauen sie mit bemerkenswert unschuldigen Gesichtern an. Mey steht hinter ihnen. „Ich war es nicht.“ Sandra schaut sie an. „Dich hatte ich eigentlich nicht gefragt.“ „Ich wollte es nur klarstellen.“ Eines der Kinder beginnt zu kichern. Dann ein zweites. Schließlich lachen alle. Auch Sandra. Es sind solche Augenblicke, an die sie sich später erinnert. Nicht die großen historischen Ereignisse. Nicht die gewaltigen Entfernungen, die sie zwischen den Sternen zurücklegen. Sondern das Lachen ihrer Familie.

Fast vier Jahrhunderte vergehen. Vierhundert Jahre seit der Flucht von der Erde. Für Sandra fühlt es sich unmöglich an, diese Zahl auszusprechen. Ihr Körper ist

inzwischen ungefähr sechzig Jahre alt. Auch Tay, Christin und Mey haben dieses Alter erreicht. Ihre Kinder sind erwachsen. Einige haben selbst Kinder. Andere längst Enkel. Aus der kleinen Gruppe von Überlebenden ist ein weit verzweigtes Geflecht von Familien geworden. Dann erreicht die Flotte ein neues Sonnensystem. Zwei Sonnen stehen am Himmel. Mehrere Planeten sind bewohnbar. Als Sandra zum ersten Mal den Boden ihrer neuen Heimat betritt, bleibt sie einfach stehen. Mey steht neben ihr. Über ihnen leuchten die beiden Sterne. Vor ihnen erstreckt sich eine Landschaft, die noch fast unberührt ist. „Weißt du noch?“, fragt Mey. „Was?“ „Unser erstes gemeinsames Quartier.“ Sandra lacht. „Das Chaos?“ „Es war gemütlich.“ „Es war eine Katastrophe.“ Mey nimmt ihre Hand. „Und jetzt haben wir einen ganzen Planeten.“ Sandra schaut zu den Häusern der jungen Kolonie. Kinder laufen über eine Wiese. Einige davon sind ihre Enkel und Urenkel. „Nicht schlecht“, sagt sie. Mey lehnt den Kopf an ihre Schulter. „Nein.“ Die Gesellschaft wächst. Menschen und Voyneys leben miteinander. Die mitgebrachten Pflanzen und Tiere der Erde finden teilweise eine neue Heimat. Aus den genetischen Archiven entsteht neues Leben. Sandra sieht Tiere, von denen sie geglaubt hatte, sie würden nur noch in Aufzeichnungen existieren. Manchmal setzt sie sich einfach auf eine Anhöhe und betrachtet die beiden Sonnen. Dann denkt sie an die Erde. Und daran, dass wenigstens ein kleiner Teil ihrer verlorenen Welt weiterlebt. Doch nicht alle bleiben. Sara hat inzwischen eine Stellung erreicht, die sich Sandra in ihrer Jugend niemals hätte vorstellen können. Die einstige Freundin mit den ungewöhnlichen hellviolett leuchtenden Haaren ist zur Anführerin der Voyneys auf ihren Generationenschiffen geworden. Sie gilt als würdige Nachfolgerin ihrer Ahnherrin Anaren. Und deshalb muss sie weiterziehen.

Am Tag ihres Abschieds stehen Tay, Christin, Sandra und Mey mit ihr auf einer großen Wiese außerhalb der Kolonie. Über ihnen leuchten die beiden Sonnen. In einiger Entfernung wartet ein kleines Schiff, das Sara zurück zur Stelavis 23 bringen wird. „Du könntest einfach hierbleiben“, sagt Sandra. Sara lächelt traurig. „Das weißt du besser.“ Sandra schaut weg. Sie hatte sich vorgenommen, nicht zu weinen. Neben ihr hat Mey diesen Vorsatz offenbar längst aufgegeben. Tränen laufen über ihr Gesicht. „Musst du wirklich gehen?“ Sara nimmt sie in den Arm. „Ja.“ Dann geht sie zu Sandra. Sandra versucht zu lächeln. Es misslingt. „Wir haben schon einmal eine Heimat verloren“, sagt sie. „Ich möchte nicht auch noch dich verlieren.“ Sara sieht sie lange an. Dann nimmt sie Sandra in die Arme. „Du verlierst mich nicht.“ „Du fliegst davon.“ „Das ist etwas anderes.“ Sandra schüttelt den Kopf. Sara löst sich von ihr. „Ich komme zurück.“ „Versprochen?“ Sara lächelt. „Versprochen.“ Sandra kennt dieses Wort. In ihrem langen Leben hat sie gelernt,

dass manche Versprechen unmöglich einzuhalten sind. Dieses nicht. **Sara** kommt tatsächlich zurück. Immer wieder.

Die Jahrzehnte danach gehören zu den glücklichsten in Sandras Leben. Sie und Mey werden älter. Langsam. Gemeinsam. Ihre Familie wächst weiter. Geburtstage werden gefeiert. Kinder heiraten. Neue Kinder werden geboren oder in die Familie aufgenommen. Manchmal sitzen **Sandra** und Mey am Abend vor ihrem Haus. Über ihnen stehen zwei Sonnen, bis die kleinere zuerst hinter dem Horizont verschwindet. „Weißt du noch, wie du mir damals ständig hinterhergelaufen bist?“, fragt **Sandra** eines Abends. Mey sieht sie empört an. „Ich bin dir überhaupt nicht hinterhergelaufen.“ **Sandra** lacht. „Mey.“ „Na gut. Ein bisschen.“ „Ein bisschen?“ „Ich wollte eben bei dir sein.“ **Sandra** wird still. Nach all den Jahrhunderten klingt dieser Satz noch immer genauso wie damals. „Zum Glück“, sagt sie. Mey schaut sie an. „Was?“ **Sandra** nimmt ihre Hand. „Zum Glück bist du mir hinterhergelaufen.“

Aber selbst ein Leben, das Jahrhunderte dauert, ist nicht unendlich. Zuerst sterben Menschen aus ihrem erweiterten Freundeskreis. Später Menschen, die ihnen näherstehen. Jede Beerdigung erinnert **Sandra** daran, dass die besondere Behandlung ihnen Zeit geschenkt hat. Nicht Unsterblichkeit. Dann kommt der Tag, vor dem **Sandra** sich seit Langem fürchtet. Mey wird schwächer. Zunächst will sie es nicht wahrhaben. „Ich bin nur müde“, behauptet Mey. **Sandra** kennt sie zu gut. Sie bleibt bei ihr. Ihre Kinder kommen. Die Enkel. Die Urenkel. Das Haus ist noch einmal voller Menschen. So wie früher. Nur dass niemand lacht. In ihrer letzten Nacht liegt **Sandra** neben Mey. Ihre Hände sind ineinander verschränkt. Wie damals im Auto. Mey öffnet die Augen. „Du hältst meine Hand.“ **Sandra** versucht zu lächeln. „Beschwer dich nicht.“ „Mach ich nicht.“ Mey drückt ihre Finger. Nur schwach. „Sandra?“ „Ja?“ „Ich würde dir wieder hinterherlaufen.“ **Sandra** kann die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie beugt sich zu ihr. „Und ich würde dich diesmal viel früher festhalten.“ Mey lächelt. Es ist das letzte Mal, dass **Sandra** dieses Lächeln sieht.

Am Grab steht **Sandra** zwischen ihren Kindern und Enkelkindern. Jemand hält ihre Hand. Jemand anderes legt einen Arm um sie. **Sandra** spürt all diese Menschen. Ihre Familie. Menschen, die sie und Mey großgezogen haben. Menschen, die ohne ihre gemeinsame Entscheidung niemals Teil ihres Lebens geworden wären. Es müsste Trost sein. Und irgendwann wird es das vielleicht auch. Heute nicht. **Sandra** schaut auf Meys Grab. Jahrhundertlang war Mey da. Manchmal zu nah. Manchmal zu laut. Manchmal chaotisch. Aber immer da. Jetzt ist neben **Sandra** zum ersten Mal wirklich niemand. „Du hast mich losgelassen“, flüstert sie. Dann schüttelt sie den Kopf. „Nein.“ Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. „Diesmal musste ich dich loslassen.“

Sara kommt. Nicht rechtzeitig zur Beerdigung. Aber kurz danach. Als Sandra sie sieht, fällt ihr etwas auf, das sie längst weiß und trotzdem kaum begreifen kann. Sara altert noch langsamer als sie. Die Jahrhunderte scheinen an ihr beinahe vorbeizugehen. Sandra dagegen ist alt geworden. Sara setzt sich neben sie. Lange sprechen sie nicht. „Ich vermisse sie“, sagt Sandra schließlich. „Ich weiß.“ „Nein.“ Sandra sieht sie an. „So kannst du niemanden vermissen.“ Sara antwortet nicht sofort. „Vielleicht nicht auf dieselbe Weise.“ Sandra bereut ihre Worte. „Entschuldige.“ Sara schüttelt den Kopf. „Musst du nicht.“ Sandra lehnt sich zurück. „Du wirst uns alle überleben.“ Sara schaut zu den beiden Sonnen. „Wahrscheinlich.“ Zum ersten Mal erkennt Sandra, dass auch ein extrem langes Leben einen Preis hat.

Weitere Jahre vergehen. Sandra wird schwächer. Ihre Familie kümmert sich um sie. Sara besucht sie, wann immer ihre Aufgaben es zulassen. Bei einem dieser Besuche sitzen die beiden lange miteinander zusammen. „Ich glaube, es dauert nicht mehr lange“, sagt Sandra. Sara widerspricht ihr nicht. Das gefällt Sandra. Sie hat genug Menschen erlebt, die einem Sterbenden erzählen, alles werde schon wieder gut. „Hast du Angst?“, fragt Sara. Sandra denkt nach. „Vor dem Sterben?“ Sara nickt. „Nein.“ Eine Pause. „Vor dem, was danach kommt, vielleicht.“ „Was glaubst du, kommt danach?“ Sandra lächelt schwach. „Wenn ich Glück habe, wartet Mey irgendwo und beschwert sich, dass ich so lange gebraucht habe.“ Sara lacht. Sandra auch. Dann werden beide still.

Einige Zeit später liegt Sandra nachts allein in ihrem Bett. Das Zimmer ist dunkel. Durch das Fenster fällt das schwache Licht der beiden Monde des Planeten. Die Doppelsonne ist längst untergegangen. Sandra weiß, dass sie sie nicht wiedersehen wird. Ihr Körper fühlt sich schwer an. Jeder Atemzug kostet Kraft. Sie denkt an ihr Leben. An ihren Vater. Ihre Mutter. Christin. Tay. Sara. Ihre Kinder. Ihre Enkel. An die Erde. Die Terra-Ex. Die Stelavis 23. Zwei Sonnen. Und Mey. Vor allem an Mey. Sandra schließt die Augen. „Ich komme“, flüstert sie.

Dann verändert sich das Licht im Raum. Sandra öffnet die Augen wieder. Zunächst glaubt sie, es sei bereits Morgen. Doch das Licht kommt nicht vom Fenster. Es befindet sich im Zimmer. Eine Gestalt steht einige Schritte von ihrem Bett entfernt. Um sie liegt ein sanfter, beinahe unwirklicher Lichtschein. Sandra blinzelt. Die Frau wirkt ungefähr fünfzig Jahre alt. Sehr schlank. Nicht besonders groß. Sehr langes dunkelgraues Haar fällt über ihr schwarzes, stark ausgefranztes Kleid. Auf der rechten Seite verläuft eine tiefblaue Strähne. Sandra kennt dieses Gesicht. Aber das ist unmöglich. Die Frau lächelt. „Hallo, Sandra.“ Sandra erstarrt. Diese Stimme. Jahrhunderte sind vergangen. Und trotzdem erkennt sie sie sofort. Ava. Ihre Lehrerin. Sandra versucht etwas zu sagen. Ihre Lippen bewegen sich. Kein Laut kommt

heraus. Ava tritt näher. „Du musst nicht sprechen.“ Sandra sieht sie an. Sie hat sich nicht verändert. Keinen einzigen Tag. Ava sieht genauso aus wie damals in der Schule. Sandra versteht plötzlich, dass diese Frau niemals das gewesen sein kann, wofür sie sie gehalten hatte.

Ava setzt sich neben das Bett. „Du erinnerst dich an mich.“ Sandra schafft ein schwaches Nicken. Ava lächelt. Dann sagt sie: „Hier und heute wird noch nicht dein Ende sein.“ Sandra versucht, ihre Hand zu bewegen. Ava nimmt sie. Ihre Hand fühlt sich warm an. Real. „Ich werde dich in eine andere Zeit an einen anderen Ort bringen.“ Sandra versteht die Worte. Aber nicht ihre Bedeutung. Eine andere Zeit? Ein anderer Ort?

Dann erinnert sie sich. An einen Klassenraum vor Jahrhunderten. An Ava am Fenster. Und an einen Satz, dessen Bedeutung sie damals nicht verstanden hatte. *Pass auf die Menschen auf, die dir wichtig sind.* Sandra sieht Ava an. Zum ersten Mal begreift sie: Diese Worte waren kein gewöhnlicher Rat gewesen. Ava hatte gewusst, was kommen würde. Vielleicht nicht nur den Krieg. Vielleicht alles. Sandra spürt, wie die Kraft sie verlässt. Sie denkt an Mey. Wenn Ava sie retten kann ... Ein letzter Gedanke entsteht. *Warum erst jetzt?*

Als hätte Ava ihn gehört, verändert sich ihr Blick. „Ich weiß“, sagt sie leise. Mehr sagt sie nicht. Sandra schließt die Augen. Das letzte, was sie wahrnimmt, ist Avas Hand. Dann verschwindet das Zimmer.

Am nächsten Morgen findet man Sandra reglos in ihrem Bett. Für ihre Familie besteht kein Zweifel. Sandra ist gestorben. Die Nachricht verbreitet sich weit über die Kolonie hinaus. Tage später versammeln sich Hunderte Menschen zur Beerdigung. Kinder. Enkel. Urenkel. Menschen und Voyneys. Sogar Bewohner mehrerer Generationenschiffe sind gekommen. Manche von ihnen sind entfernte Nachkommen oder Verwandte jener Kinder, die Sandra und Mey vor Jahrhunderten aufgenommen hatten. Tay und Christins Familie ist vertreten. Alte Freunde stehen zwischen Menschen, die Sandra nie kennengelernt hat und die trotzdem nur deshalb hier sind, weil sie und Mey einst beschlossen hatten, Kindern ein Zuhause zu geben. Dann erscheint Sara. Sie steht lange schweigend vor Sandras Grab. In ihrem hellviolett leuchtenden Haar spiegeln sich die Strahlen der beiden Sonnen. Schließlich legt sie eine Hand auf den Grabstein. „Ich habe dir versprochen, dass wir uns wiedersehen.“ Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. „Ich dachte nur nicht, dass ich dieses Versprechen brechen würde.“ Sara senkt den Kopf.

Sie kann nicht wissen, dass dieses Versprechen vielleicht noch gar nicht gebrochen ist.

Denn weit entfernt von dieser Kolonie – und vielleicht weit entfernt von **dieser Zeit** – öffnet **Sandra** wieder die Augen.

Endzeit

Sandra öffnet die Augen. Für einige Sekunden bleibt sie vollkommen regungslos liegen. Dann kommt die Erinnerung zurück. Ihr Zimmer. Die Nacht. **Ava**. *Hier und heute wird noch nicht dein Ende sein.* **Sandra** richtet sich auf. „Wo bin ich?“ Ihre eigene Stimme erschreckt sie. Sie klingt anders. Kräftiger. **Sandra** hebt ihre Hände vor das Gesicht. Sie zittert. Aber nicht vor Schwäche. Etwas stimmt nicht. Noch vor wenigen Augenblicken – jedenfalls fühlt es sich für sie so an – hatte sie kaum noch genug Kraft gehabt, um die Augen offen zu halten. Jetzt kann sie sich ohne Mühe aufrichten. **Sandra** steht auf. Erst jetzt bemerkt sie, dass sie sich im Freien befindet. Vor ihr erstreckt sich eine fremde Landschaft. Oder vielleicht ist sie gar nicht so fremd. Im fahlen Licht erkennt sie die Umrisse mehrerer Gebäude. Manche wirken hoch und elegant, andere teilweise zerfallen. Zwischen ihnen verlaufen Wege, auf denen seit langer Zeit niemand mehr gegangen zu sein scheint. Keine Fahrzeuge. Keine Menschen. Keine Stimmen. Kein Wind. **Sandra** schaut zum Himmel. Dort steht eine Sonne. Sie ist ungewöhnlich groß und scheint dem Planeten viel näher zu sein, als **Sandra** es gewohnt ist. Trotzdem spendet sie kaum noch Licht. Ein schwaches, rötlich-orangeses Glimmen. Wie die letzte Glut eines erlöschenden Feuers. Langsam bewegt sie sich auf den Horizont zu. **Sandra** schaut nach oben. Und erst jetzt begreift sie, was sie an diesem Himmel so sehr beunruhigt. Keine Sterne. Nicht wenige. Keine. Der Himmel über ihr ist fast vollkommen leer. „Ava?“ Keine Antwort. **Sandra** dreht sich um. „Ava!“ Nichts. Die Frau, die eben noch neben ihrem Bett gestanden hat, ist verschwunden. **Sandra** ist allein.

Sie beginnt zu gehen. Wohin, weiß sie selbst nicht. Zwischen den verlassenen Gebäuden wird das Licht immer schwächer. **Sandra** versucht zu verstehen, was geschehen ist. **Ava** hatte gesagt, sie würde sie an einen anderen Ort bringen. Und in eine andere Zeit. **Sandra** bleibt stehen. *Eine andere Zeit.* Sie schaut erneut zum Himmel. Ein unangenehmer Gedanke entsteht. „Nein.“ Sie schüttelt den Kopf. Das kann nicht sein. Sie geht weiter. Dann entdeckt sie etwas. Licht.

In einiger Entfernung steht ein großes Gebäude. Auch dieses wirkt alt. Teile der Fassade sind verwittert, und die Architektur erinnert **Sandra** an nichts, was sie aus ihrer Zeit kennt. Doch in einer kleinen Fensteröffnung leuchtet etwas. Warm. Orange. **Sandra** bleibt stehen. Ein bewohntes Haus. „Hallo?“ Natürlich kann sie niemand hören. Sie läuft darauf zu. Hinter ihr berührt die schwache Sonne den Horizont. **Sandra** dreht sich noch einmal um. Der letzte schmale Bogen des Sterns

verschwindet. Dann ist er fort. Innerhalb weniger Augenblicke wird die Welt schwarz. Vollkommen schwarz. Sandra bleibt stehen.

Noch nie hat sie eine solche Dunkelheit erlebt. Selbst im Weltraum hatte es Sterne gegeben. Auf der Stelavis 23 hatten irgendwo Anzeigen geleuchtet. In der Kolonie hatte es nachts Monde, Häuser und Wege gegeben. Hier gibt es nichts. Nur dieses eine kleine orangefarbene Rechteck in der Ferne. Sandra geht darauf zu.

Je näher sie kommt, desto deutlicher erkennt sie das Gebäude. Es ist riesig. Aber nur ein kleiner Teil davon scheint noch genutzt zu werden. Das orangefarbene Licht kommt aus einem einzigen Raum. Sandra beschleunigt ihre Schritte. Dann verändert sich das Licht. Das warme Orange verschwindet. Stattdessen beginnt hinter dem Fenster ein weißliches Licht zu flackern. Hell. Dunkel. Hell. Dunkel. Sandra bleibt stehen. Es erinnert sie an etwas aus ihrer Kindheit. „Wie ein alter Fernseher.“ Sie muss über den Gedanken beinahe lachen. Ausgerechnet hier. Wo immer *hier* überhaupt ist. Sie geht weiter.

Ihre Schritte sind das einzige Geräusch. Kein Tier. Kein Insekt. Kein Rascheln von Blättern. Nicht einmal Wind. Sandra merkt, wie unheimlich ihr diese Stille wird. Sie hat Kriege erlebt. Raumschiffe. Fremde Welten. Sie hat ihre Heimat untergehen sehen. Aber diese Stille macht ihr Angst. Denn sie fühlt sich nicht wie die Stille einer Nacht an. Sie fühlt sich an wie die Stille von etwas, das aufgehört hat zu existieren. Sandra versucht schneller zu gehen. „Nur noch ein Stück.“ Das Gebäude ist jetzt unmittelbar vor ihr. Sie erkennt eine Tür. Sandra geht hin. Dann bleibt sie davor stehen.

Was soll sie tun? Sie hebt die Hand. Klopft vorsichtig. *Klopf. Klopf.* Nichts. Sandra wartet. „Hallo?“ Keine Antwort. Sie klopft noch einmal. Lauter. „Ist da jemand?“ Wieder nichts. Sandra schaut zum Fenster. Das weiße Licht flackert noch immer. Also muss dort jemand sein. „Das kann doch nicht sein.“ Sie schlägt kräftiger gegen die Tür. „Hallo!“ Nichts. Sandra wird ungeduldig. Und plötzlich auch wütend. Sie hat keine Ahnung, wo sie ist.

Ava ist verschwunden. Der Himmel ist leer. Sie steht auf einer offenbar verlassenen Welt vor dem einzigen Gebäude, in dem überhaupt Licht brennt. „Da muss doch irgendjemand zu Hause sein!“ Sie hämmert gegen die Tür. Dann geschieht etwas. Das flackernde Licht hinter dem Fenster verschwindet. Sandra hält inne. Für einen Augenblick herrscht vollständige Dunkelheit. Dann kehrt das warme orangefarbene Licht zurück. Sandra hört etwas. Stimmen. Sehr leise. Zwei Personen. Sie kann nicht verstehen, was sie sagen. Aber es sind Stimmen. Sandra muss plötzlich lächeln. Menschen. Oder zumindest Lebewesen. Sie wartet. Schritte nä-

hern sich. **Sandra** tritt einen halben Schritt zurück. Die Tür bewegt sich. Ganz langsam öffnet sie sich.

Zwei Gestalten stehen dahinter. **Sandra** sagt nichts. Die beiden ebenfalls nicht. Sie betrachten einander. Die erste Person besitzt hellviolett leuchtendes, welliges, schulterlanges Haar. **Sandra** erstarrt. Für einen irrationalen Augenblick denkt sie an Sara. Doch diese Person ist nicht Sara. Daneben steht eine kleinere, sehr schlanke Gestalt mit sehr langem dunkelgrauem Haar. Eine tiefblaue Strähne zieht sich durch das Haar. **Sandra** hält den Atem an. „Ava?“ Die Gestalt sieht die andere verwundert an. „Wer ist Ava?“ **Sandra** weiß nicht, was sie antworten soll.

Die Person mit dem violetten Haar tritt einen Schritt näher. „Wer bist du?“ **Sandra** braucht einige Sekunden. „Sandra.“ Stille. Dann sagt die dunkelhaarige Gestalt: „Das ist unmöglich.“ **Sandra** verengt die Augen. „Warum?“ Die beiden wechseln einen Blick. „Komm erst einmal herein.“ **Sandra** zögert. Dann blickt sie hinter sich. Dort ist nur Dunkelheit. Sie tritt ein. Die Tür schließt sich.

Der Raum ist überraschend warm. Alte Möbel stehen neben technischen Geräten, deren Funktion **Sandra** nicht versteht. In der Mitte befindet sich ein Projektionskubus. **Sandra** erkennt sofort, woher das flackernde Licht gekommen ist. „Was habt ihr angesehen?“ Die beiden reagieren nicht sofort. „Eine Aufzeichnung“, sagt schließlich die Person mit dem violetten Haar. „Von was?“ „Von früher.“ **Sandra** schaut sie an. „Wie heißt ihr eigentlich?“ Die violett behaarte Person antwortet zuerst. „Nadanel.“ Dann deutet sie auf die andere Gestalt. „Tarsipe.“ **Sandra** nickt. „Und wo bin ich?“ **Tarsipe** und **Nadanel** sehen sich wieder an. **Sandra** wird unruhig. „Warum macht ihr das ständig?“ „Was?“ „Euch anschauen, bevor ihr mir antwortet.“ **Nadanel** kommt etwas näher. „Weil wir nicht wissen, wie wir dir das erklären sollen.“ **Sandra** verschränkt die Arme. Diese Geste kennt sie seit ihrer Jugend. „Versucht es.“

Tarsipe deutet auf einen Stuhl. „Vielleicht solltest du dich setzen.“ „Ich habe Jahrhunderte gelebt. Ich glaube, ich kann schlechte Nachrichten inzwischen im Stehen ertragen.“ Beide erstarren. „Jahrhunderte?“, fragt **Nadanel**. **Sandra** nickt. „Jetzt seid ihr dran.“

Tarsipe setzt sich. „Sandra ... wir wissen nicht genau, welches Jahr es ist.“ „Wie kann man nicht wissen, welches Jahr es ist?“ „Weil es niemanden mehr gibt, der es zählt.“ **Sandra** sagt nichts. **Nadanel** geht zum Fenster. Draußen herrscht absolute Dunkelheit. „Seit der Zeit, aus der unsere ältesten Aufzeichnungen stammen, sind Milliarden Jahre vergangen.“ **Sandra** starrt **Nadanel** an. „Milliarden?“ „Ja.“ **Sandra** beginnt zu lachen. Nicht weil es lustig ist. Weil die Alternative wäre, zu

schreien. „Das ist unmöglich.“ „Wir dachten bis vor wenigen Minuten auch, dass es unmöglich sei, dass jemand an unsere Tür klopft.“

Sandra schaut zum Fenster. Keine Sterne. Die schwache Sonne. Die verlassenene Gebäude. Plötzlich ergibt alles einen schrecklichen Sinn. „Wo sind die Sterne?“ Tarsipe antwortet leise: „Fast alle erloschen.“ Sandra setzt sich jetzt doch. „Und die Menschen?“ Schweigen. „Die Voyneys?“ Wieder keine Antwort. Sandra schaut zwischen beiden hin und her. „Sara?“ Nadanel kennt den Namen offenbar. Das erkennt Sandra sofort. „Ihr kennt Sara.“ Nadanel geht zum Projektionskubus. „Nicht persönlich.“ „Was soll das heißen?“ „Wir kennen ihre Geschichte.“

Der Kubus beginnt zu leuchten. Bilder erscheinen. Sandra sieht Raumschiffe. Welten. Menschen. Generationen. Geschichte rast vor ihren Augen vorbei. Dann erscheint eine Landschaft. Zwei Sonnen. Sandra springt auf. „Halt!“ Die Projektion stoppt. Sandra geht näher. Eine Kolonie ist zu sehen. Ihre Kolonie. „Woher habt ihr das?“ „Von den Sonden“, erklärt Tarsipe. „Sie haben die Geschichte bewahrt.“ Sandra berührt beinahe das Lichtbild. „Das ist mein Zuhause.“ Nadanel und Tarsipe sagen nichts. Sandra betrachtet die Projektion. Dann erscheinen Menschen. Familien. Kinder. Generationen.

Und plötzlich sieht Sandra ein Gesicht. Mey. Nicht die alte Mey. Eine jüngere. Lachend. Sandra hebt zitternd die Hand. „Mey.“ Nadanel schaut sie an. „Du kanntest sie?“ Sandra dreht sich langsam um. „Gekannt?“ Ihre Augen füllen sich mit Tränen. „Sie war meine Familie.“ Jetzt verstehen Nadanel und Tarsipe. Zumindest einen Teil davon. Für sie sind diese Menschen Geschichte. Für Sandra sind sie Erinnerungen.

Sie verbringen Stunden miteinander. Sandra erzählt. Von der Erde. Von Christin. Von Tay. Von Sara. Von Mey. Von der Terra-Ex. Von der Stelavis 23. Von ihren Kindern. Von den beiden Sonnen. Und von Ava.

Nadanel und Tarsipe hören zu wie Menschen, die plötzlich einer längst vergangenen Zeit gegenüber sitzen. Irgendwann fragt Sandra: „Ihr seid wirklich die Letzten?“ Tarsipe nickt. „Soweit wir wissen.“ Sandra schaut zwischen ihnen hin und her. „Dann verstehe ich es.“ „Was?“ Sandra denkt an Ava. *Pass auf die Menschen auf, die dir wichtig sind.* Jahrhundertlang hatte Sandra geglaubt, dieser Satz habe sich auf ihre Familie bezogen. Vielleicht war das nur ein Teil der Wahrheit. „Sie hat mich nicht gerettet, weil ich Angst vor dem Tod hatte.“ Nadanel versteht nicht. Sandra schaut die beiden an. „Sie hat mich hierhergebracht, weil ihr allein seid.“ Stille. „Vielleicht sollte ich auf euch aufpassen.“ Tarsipe lächelt. „Oder wir auf dich.“ Sandra lächelt zurück. „Damit könnte ich leben.“

Später sitzt **Sandra** allein am Fenster. Draußen herrscht weiterhin absolute Dunkelheit. Sie denkt an **Sara**. An ihr letztes Gespräch. *Wenn ich Glück habe, wartet Mey irgendwo und beschwert sich, dass ich so lange gebraucht habe.* **Sandra** lächelt traurig. „Tut mir leid, Mey.“ Sie schaut hinaus. „Anscheinend dauert es noch etwas.“

Hinter ihr erscheinen **Nadanel** und **Tarsipe**. **Nadanel** setzt sich neben sie. „Bereust du es?“ **Sandra** denkt lange nach. „Dass ich noch lebe?“ **Nadanel** nickt. „Nein.“

Sandra schaut in die Dunkelheit. „Ich habe einmal gedacht, Familie wären die Menschen, mit denen man geboren wird.“ Sie denkt an ihre Eltern. An Christin. „Dann dachte ich, Familie wären die Menschen, die man sich aussucht.“ Sie denkt an Mey. Tay. **Sara**. „Später habe ich gelernt, dass Familie auch Menschen sein können, die man aufnimmt.“ Ihre Kinder. Ihre Enkel. All die Generationen danach.

Sandra schaut **Nadanel** und **Tarsipe** an. „Vielleicht hört Familie niemals auf.“ **Tarsipe** setzt sich auf ihre andere Seite. Zum ersten Mal seit langer Zeit sitzen **Nadanel** und **Tarsipe** nicht mehr allein in diesem Gebäude. Und **Sandra** ist ebenfalls nicht allein.

Irgendwann erscheint wieder ein schwaches Licht am Horizont. Die alte Sonne geht auf. Ihr Licht ist kaum mehr als ein Glimmen. **Sandra**, **Nadanel** und **Tarsipe** stehen gemeinsam vor dem Gebäude. **Sandra** schaut in den leeren Himmel. Keine Sterne. Keine Galaxien. Nichts. Nur dieser eine letzte Stern. Vielleicht wird auch er eines Tages verlöschen. Vielleicht morgen. Vielleicht erst in Millionen Jahren. **Sandra** weiß es nicht. Und zum ersten Mal muss sie es nicht wissen.

Sie nimmt Nadanels Hand. Dann Tarsipes. Drei Gestalten stehen unter dem letzten Licht eines sterbenden Universums. **Sandra** denkt an das kleine Mädchen, das einst an seinem vierzehnten Geburtstag geglaubt hatte, sein Leben sei zerstört. Sie denkt an Mey, die ihr überallhin gefolgt war. An die Familie, die sie gemeinsam gegründet hatten. An die Generationen, die aus dieser Familie hervorgegangen waren. An **Sara**. Und schließlich an **Ava**.

Sandra weiß noch immer nicht, wer **Ava** wirklich ist. Vielleicht wird sie es eines Tages erfahren. Vielleicht auch nicht. Doch eine ihrer Fragen ist beantwortet. **Ava** hatte sie nicht ans Ende der Zeit gebracht, damit sie dort stirbt. Sie hatte sie hierhergebracht, damit am Ende der Zeit niemand allein sein musste. **Sandra** blickt zu **Nadanel** und **Tarsipe**. Dann geht über dem Horizont die letzte Sonne auf. Sehr schwach. Aber sie leuchtet. Und solange irgendwo noch Licht existiert, denkt **Sandra**, ist vielleicht auch noch nicht alles zu Ende.